<36620204300011

Auf der Bahn des Verbrechens.

Zweiter Band.

Auf der
Bahn des Verbrechens.

Roman

von

Ewald August König.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1876.

1. Capitel.

Die Privatschatulle.

Der Baron v. Adlerberg fühlte sich im ersten Augenblick sehr beunruhigt, als Adalbert zum Frühstück nicht erschien, und er das Lager desselben unberührt fand.

Aber diese Unruhe währte nicht lange, die Vermuthung lag ja nahe, daß der junge Herr seine guten Vorsätze wieder vergessen hatte und auf die Bahn des Leichtsinns zurückgekehrt war.

Herr v. Adlerberg sollte darüber bald Gewißheit erhalten; ein Diener Romberg's brachte sie ihm.

Durch ihn erfuhr er das Vorgefallene, und der Baron war Philosoph genug, um zu erkennen, daß dieses Ereigniß eher ein Glücksfall als ein Unglück genannt werden konnte.

Freilich, wenn Adalbert starb, dann war der schöne Plan durchkreuzt und Alles verloren, aber man durfte auch nicht gleich an das Schlimmste denken, ebenso nahe und vielleicht noch näher, wie die Besorgniß vor dem Tode, lag die Hoffnung auf Genesung.

Und während der Periode dieser Genesung fand Adalbert täglich Gelegenheit mit Flora zu reden, sie seine erwachende Liebe ahnen zu lassen und um ihre Liebe zu werben.

Der Bankier legte diesem Bestreben gewiß kein Hinderniß in den Weg, die Verbindung seiner Tochter mit einem Adeligen mußte ja seinem Stolze schmeicheln.

An dies Alles dachte Herr v. Adlerberg, während er sich auf dem Wege zum Bankier Romberg befand, der ihn mit sichtbarer Verstimmung empfing, mit einer inneren Unruhe, welche den Baron um so mehr befremden mußte, als er bereits durch den Diener wußte, das den Dieben ihr Vorhaben nicht gelungen war.

Der Bankier beruhigte ihn sofort über den Zustand des Verwundeten.

„Außer Gefahr ist er allerdings nicht,“ sagte er, „aber Ruhe und gute Pflege werden nach der Aussage des Arztes die Gefahr beseitigen,

und daß er Beides in diesem Hause finden wird, werden Sie wohl nicht bezweifeln. Was bis jetzt zu diesem Zwecke geschehen konnte, das ist geschehen, wir müssen uns nun gedulden."

Theodor war heute auch freundlicher und mittheilsamer gegenüber dem Baron, er berichtete ihm das Vorgefallene ausführlich und bat den alten Herrn, die Eltern Adalberts allmählig und sehr schonend vorzubereiten.

Die Erfüllung des Wunsches, Adalbert zu sehen, wurde dem Baron verweigert, und Herr v. Adlerberg mußte zugeben, daß die Gründe dieser Verweigerung durchaus stichhaltig waren. Sein Anblick hätte den Verwundeten aufgeregt, und diese Aufregung konnte den schwachen Faden, an welchem das Leben hing, zerreißen.

Aber als der Baron am Nachmittag noch einmal vorsprach, ward ihm das Glück zu Theil, im Familienzimmer Flora zu begegnen und von ihren schönen Lippen zu hören, daß sie sich der Pflege des Verwundeten unterzogen habe und diese heilige Pflicht mit gewissenhafter Treue erfüllen werde.

Auch am Tage darauf konnte der Arzt noch keine Hoffnung geben, es hing eben Alles von der Natur des Verwundeten und der sorgsamen

Pflege ab; die Kunst des Arztes mußte hier vor dem Walten und Wirken der Natur in den Hintergrund treten und geduldig warten, bis es ihr vergönnt wurde, diesem Walten zu Hilfe zu kommen.

Der Genosse Reimann's war noch nicht gefunden, Romberg hatte auf die Verhaftung desselben eine namhafte Belohnung ausgesetzt, aber noch am dritten Tage nach dem Einbruch suchte die Polizei ihn vergebens.

Reimann hatte standhaft sich geweigert, ihn zu verrathen, und der Behörde fehlte jede Spur, die mit einiger Aussicht auf ein günstiges Resultat hätte verfolgt werden können.

Theodor begriff die Aufregung seines sonst so ruhigen Vaters nicht.

Eine so große Summe hatte die Privatschatulle des Bankiers nie enthalten, daß durch ihren Verlust diese Aufregung gerechtfertigt gewesen wäre, und mehr als diese Schatulle hatte der Dieb ja nicht mitgenommen.

In den ersten Tagen erwiederte Romberg auf diese Bemerkungen nichts, ja er bemühte sich sogar, seine Erregung dem Sohne zu verbergen, aber das wollte ihm doch nicht gelingen, das Bedürfniß der Mittheilung, wie es Jeder

empfindet, der unter dem Druck einer schweren Sorgenlast seufzt, machte auch bei ihm mehr und mehr sich geltend.

„Wenn es nur das Geld wäre, was in der Schatulle lag, so würde ich mir wahrhaftig kein graues Haar darum wachsen lassen," brach er endlich das Schweigen, um den forschenden, besorgten Blick seines Sohnes zu beantworten, den er voll Theilnahme auf sich gerichtet sah. „Die Schatulle enthielt ja nur vierhundert Thaler, sie hätte tausend enthalten können; ich würde auch dann noch über diesen Verlust ruhig hinweg gehen!"

„Eben weil ich dies weiß, befremdet mich Deine Erregung so sehr," sagte Theodor, während sein Blick dem Vater folgte, der auf dem weichen Teppich langsam auf und nieder wanderte.

„Du wirst sie begreifen, wenn ich Dir erkläre, daß in jener Schatulle sehr wichtige Dokumente lagen."

„Werthpapiere? Sie können ersetzt werden —"

„Diese Papiere nicht," erwiederte der Bankier, dessen Stirne sich immer finsterer in Falten zog. „Sie enthalten ein Geheimniß, dessen Enthüllung mich zu Grunde richten kann."

Theodor legte erschreckt die Feder hin; war

ihm auch der Sinn dieser Worte noch nicht ganz klar, so begriff er jetzt doch, daß die Aufregung seines Vaters sich auf triftige Gründe stützte.

„Ein Geheimniß?“ fragte er nun selbst erregt. „Welcher Art?“

„Ich darf selbst Dir es nicht enthüllen.“

„Was hindert Dich daran?“

„Ich bitte Dich, forsche nicht weiter nach,“ sagte der Bankier, während er mit dem seidenen Taschentuch die schweißbedeckte Stirne trocknete, „ich werde es Dir nur dann mittheilen, wenn die Umstände mich dazu zwingen. Es war eine böse That, Theodor, eine Schuld, die schon seit langen Jahren auf mir ruht.“

„Kann sie nicht mehr gesühnt werden?“

„Nein! Vor einigen Jahren wäre es vielleicht noch möglich gewesen, aber jetzt ist es zu spät. Die Sühne würde mir ein großes Opfer auferlegen, ein Opfer weit über hunderttausend Thaler, aber ich wollte es gerne bringen, wenn damit die Schuld getilgt wäre.“

Theodor hatte die Brauen zusammengezogen, die Ahnung, die in seiner Seele aufstieg, drohte ihm die Achtung vor dem Vater zu rauben.

„Und wenn nun diese Dokumente in die

Hände einer Person fallen, welche ihren Werth erkennt und davon Gebrauch macht?" fragte er.

Der Bankier war stehen geblieben, sein Blick ruhte starr, voll Entsetzen auf dem Sohne.

„Die Furcht vor dem Eintreffen dieser Möglichkeit läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe," erwiederte er. „Ich würde die ausgeschriebene Belohnung verzehnfachen, wenn man mir die Schatulle sammt den Papieren wieder brächte. Aber darf ich eine so enorm hohe Belohnung öffentlich ausbieten? Würde ich nicht dadurch den Dieb auf den Werth der Dokumente aufmerksam machen? Das Hauptdokument kann vielleicht von Manchem gelesen werden, ohne daß der Betreffende etwas Arges dabei denkt. Es ist ein Testament, lautend auf einen Namen, den hier vielleicht Niemand kennt, aber wer kann wissen, wem der Zufall dieses Papier in die Hände spielt! Es ist möglich, daß der Dieb der Schatulle die Papiere sammt der Schatulle vernichtet, um jedes Beweismittel, welches ihn verrathen und gegen ihn zeugen könnte, zu entfernen, hingegen ist es ebenso wohl möglich, daß er die Papiere aufbewahrt, um sie später als Erpressungsmittel zu verwerthen. In dem letzteren Falle würde ich in eine sehr unange-

nehme Lage kommen; ich dürfte den Burschen nicht einmal des Diebstahls beschuldigen, da alsdann die Papiere in die Hände des Gerichts fallen würden."

„Aber Du könntest vielleicht durch ein nicht bedeutendes Opfer sie Dir wieder verschaffen," warf Theodor ein.

„Vorausgesetzt, daß der Bursche nicht ihren vollen Werth erkennt und eine enorme Summe fordert."

Theodor schüttelte den Kopf, in seinen düsteren Zügen spiegelte sich eher ein Vorwurf als Theilnahme.

„Bei alledem begreife ich nicht, daß Du nicht früher schon die Papiere vernichtet hast," sagte er.

„Das war niemals meine Absicht," erwiederte der Bankier, „im Gegentheil, ich trug mich stets mit dem Vorsatz, diese Papiere ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zu übergeben. Ich befand mich damals in einer sehr schlimmen Lage, die geachtete Firma Romberg und Sohn war durch verfehlte Spekulationen und Fallimente anderer Häuser dem Bankerotte nahe — ich glaubte vor meinem Gewissen diese That entschuldigen zu können, sie rettete die Ehre meines Namens und sicherte die Existenz meiner Familie."

„Wann war das?“

„Du warst noch ein Kind, Theodor — wie gesagt, ich hatte hundert Gründe, den Schritt zu entschuldigen, und man würde mir auch keinen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn ich später den Muth gehabt hätte, diese That zu bekennen. Nun ist es zu spät, ich lerne den Fluch der bösen That kennen.“

„Zu spät?“ erwiederte Theodor. „Ich glaube das nicht. Wenn ich Dich recht verstehe, so hast Du einer Unterschlagung Dich schuldig gemacht —“

„Urtheile nicht gleich so scharf!“

„Ein milderes Wort finde ich nicht. Wenn Du Dich überwinden kannst, mir das Geheimniß ganz zu enthüllen, so daß ich einen klaren Blick gewinne, dann will ich mit dem Uebervortheilten reden und die Angelegenheit ganz nach Deinem Wunsch zu ordnen suchen.“

„Können wir eine Summe von hunderttausend Thalern aus dem Geschäft heraus nehmen?“ fragte der Bankier, der jetzt einzusehen schien, daß er seinem Sohne zu viel verrathen hatte. „Wir haben uns mit großen Summen an einigen Aktienunternehmungen betheiligt, die den gehegten Erwartungen noch

immer nicht entsprechen wollen. Die Aktien sind in der letzten Zeit bedeutend gefallen, wir würden zu viel verlieren, wenn wir die Papiere jetzt verkaufen müßten."

„Und wir werden noch mehr verlieren, wenn wir sie liegen lassen," sagte der junge Mann ernst.

„Diese Befürchtung theile ich nicht, bei günstiger Gelegenheit muß der Kurs in die Höhe getrieben werden, dann verkaufen wir."

„Und die Käufer sind betrogen!"

„Was kümmert das uns?" erwiederte der Bankier achselzuckend, der jetzt seine Fassung wieder gefunden hatte. „Wer in Aktien spekulirt, muß auf Verluste sich gefaßt machen, wir zwingen ja Niemand, die Papiere zu kaufen!"

„Ich kann dieses Verfahren nicht billigen," sagte Theodor unwillig, „es ist kein reelles Geschäft, wir laden den Vorwurf auf uns, daß wir uns an dem Gründungsschwindel betheiligen, dem Tausende ihre sauer erworbenen Ersparnisse opfern. Wir wollen die Aktien verkaufen, wenn wir auch daran verlieren, und —"

„Und alsdann das Geschäft liquidiren, um dem rechtmäßigen Eigenthümer der Dokumente gerecht zu werden," spottete der Bankier.

„Wenn Ehre und Gewissen es gebieten —“

„Unsinn, Theodor. Ehre und Gewissen sind zwei sehr schöne Worte, aber durch sie darf der Kaufmann sich nicht die Hände binden lassen. In erster Reihe muß man an sich selbst denken, das thut Jeder, und wenn es auch manchmal nicht ganz zu rechtfertigen ist, daß der Schwache dem Starken weichen muß, so ist dies doch ein Naturgesetz, welches Niemand umgehen kann, welches immer wieder und in allen Lebensfragen sich geltend macht.“

Betroffen sah Theodor den Vater an, solche Grundsätze hatte er von diesem Manne noch nicht vernommen.

„Und jene Dokumente, von denen ich vorhin sprach, sind auch so gefährlich nicht,“ fuhr Romberg fort, „unter Tausenden weiß vielleicht nicht Einer etwas damit anzufangen. Es liegt ja durchaus nicht in meiner Absicht, Jemand zu betrügen, hegte ich diese Absicht wirklich, so würde ich die Papiere vernichtet haben. Ich halte an der Hoffnung fest, daß Flora den Grafen v. Hohenhausen heirathen wird, diese Heirath wird mich in die Lage bringen, die alte Schuld abzutragen, ohne daß mir Verlegenheiten dadurch bereitet würden. Diese Schuld

ist nichts weiter als ein Darlehen, und Du hast nicht die leiseste Berechtigung, mich einer Unterschlagung zu beschuldigen."

Theodor schwieg, er fühlte, daß sein Vater nach Gründen suchte, um sein eigenes Gewissen zu beruhigen, sich zu rechtfertigen vor dem unbestechlichen Richter, dem er gleichwohl nicht Schweigen gebieten konnte.

„Wir wollen also abwarten, was geschehen wird," nahm der Bankier nach einer Pause noch einmal das Wort, „der Verbrecher muß doch entdeckt werden, es wäre seltsam, wenn der Arm der Gerechtigkeit ihn nicht erreichte."

„Dann fallen die Papiere vielleicht in die Hände des Untersuchungsrichters," sagte Theodor, der die Achtung vor dem Vater mehr und mehr schwinden fühlte.

„Ich habe das Recht, sie sofort als mein Eigenthum zu reklamiren, und ich wiederhole Dir, daß man in ihnen nichts finden kann, was auf mich einen Verdacht wirft. Das ist Alles, was ich über diesen Punkt Dir zu sagen weiß, nähere Einzelnheiten mitzutheilen kannst Du mir erlassen, ich spreche überhaupt nicht gerne darüber."

Der Eintritt des Grafen v. Hohenhausen

brach diese Unterredung ab, womit der alte Herr sehr zufrieden zu sein schien, es ärgerte ihn überhaupt schon, daß er sein Geheimniß so weit preisgegeben hatte.

Der Graf hatte von dem nächtlichen Einbruch, der Verwundung Adalberts und der Verhaftung des Wildhüters Kenntniß erhalten, er kam, um sich nach den Einzelnheiten zu erkundigen und zugleich den Bankier seiner Theilnahme zu versichern.

Daß der Wildhüter auch der Mörder des Matrosen war, bezweifelte der Graf nun auch nicht mehr, man hatte ja für die Schuld dieses Mannes genügende Beweise gefunden. Von diesem Thema ging Kurt v. Hohenhausen zu Geschäftsangelegenheiten über.

Er hatte den Rechnungsauszug geprüft und richtig gefunden, und er benutzte diese Gelegenheit, dem Bankier seinen Dank für die langjährige, umsichtige und gewissenhafte Verwaltung der gräflichen Kasse auszusprechen.

Romberg warf seinem Sohne einen bedeutsamen Blick zu, wie wenn er ihn fragen wolle, ob er auch jetzt noch, nach dieser ehrenden Anerkennung, den Muth habe, seinen Vater der Unterschlagung zu beschuldigen.

„Auf die Ernte der Herrschaft Hohenhausen sind mehrere Gebote eingelaufen," sagte der Bankier, „aber die Preise erscheinen mir noch zu niedrig —"

„Ach ja, darüber wollte ich auch mit Ihnen reden," unterbrach der Graf ihn lebhaft. „Ich habe heute Morgen ein Billet von Fräulein Vogel erhalten, in welchem sie um eine Unterredung bittet; wahrscheinlich will sie mich zu bewegen suchen, den Vertrag mit ihren Brüdern zu erneuern."

Theodor mußte unwillkürlich den Kopf schütteln, er konnte diese Vermuthung nicht theilen, sie ließ sich mit dem Stolz Fannys und ihrer Brüder nicht in Einklang bringen.

„Und Sie gedenken diesen Wunsch zu erfüllen?" fragte Romberg.

„Würde ich dadurch Nachtheil haben?" erwiederte der Graf.

„Ich weiß nicht, ob die Gebrüder Vogel darin nicht eine Schwäche erblicken würden —"

„Immerhin! Ich will nicht mehr belästigt werden, haben Sie die Güte, dem Hause mittheilen zu lassen, daß ich bereit sei, den früheren Vertrag zu erneuern, und zu diesem Ende der Vertreter des Hauses sich zu mir bemühen möge."

„Jedenfalls schließen Sie diesen Vertrag mit einem sehr ehrenhaften Hause,“ sagte Theodor mit einem warnenden Blick auf den Vater, der die Bedeutung dieses Blickes sofort verstand.

„Sind Sie davon völlig überzeugt?“ fragte der Graf.

„Ja. Ich kenne die Herren schon längere Zeit, die Firma ist sehr geachtet.“

Der Graf nickte, als ob er seine Befriedigung ausdrücken wolle, dann erhob er sich, um Abschied zu nehmen.

Er lud die beiden Herren wieder ein, ihn in Hohenhausen zu besuchen und verließ das Kabinet.

Draußen erwartete ihn ein Diener des Bankiers in Livree, um ihn bis zur Equipage zu geleiten, aber der Graf schien sich plötzlich eines Andern zu besinnen.

„Fragen Sie das gnädige Fräulein, ob sie für mich zu Hause sei!“ sagte er in befehlendem Tone, dann folgte er dem Diener ohne Zögern die breite elegante Treppe hinauf.

Natürlich war Flora zu Hause für den Herrn Grafen, dessen Equipage sie bereits bemerkt, und dessen Besuch sie mit einiger Zuversicht erwartet hatte.

Sie empfing ihn im Salon, auf dessen verschwenderische, wahrhaft blendende Ausstattung der Bankier so stolz war.

„Ich muß recht sehr um Entschuldigung bitten, daß ich erst heute mich meines Versprechens erinnere," sagte der Graf mit einer tiefen Verbeugung, „ich kam wirklich nicht dazu, es waren so viele Geschäfte zu erledigen, daß ich keinen freien Augenblick fand."

Flora legte ihre kleine Hand in die Hand, die er ihr anbot, und schlug vor seinem glühenden Blick erröthend die Augen nieder. So bestrickend hatte noch kein Herr sie angeschaut. Der Blick aus diesen dunklen Augen verwirrte sie.

„Ich glaube Ihnen das sehr gerne," antwortete sie, „aber darf ich Sie bitten, Herr Graf, Platz zu nehmen?"

Kurt v. Hohenhausen führte das schöne Mädchen zum Divan und setzte sich ihr gegenüber in einen Sessel.

„Ich muß auch Unica entschuldigen," sagte er in bittendem Tone, „sie wäre so sehr gerne mitgekommen, aber heute erwartete sie den Besuch ihres Verlobten, und ich hoffe, Sie werden diesen Entschuldigungsgrund gelten lassen."

„Ach ja, ich erinnere mich, Unica ist verlobt mit dem Herrn Baron v. Buchenau," erwiederte Flora, die noch immer nicht wagte, den Blick zu erheben. „Die Glückliche! Das entschuldigt sie freilich, aber —"

„Aber sie hätte vor ihrer Verlobung kommen können," fuhr der Graf fort, „darin haben Sie Recht, gnädiges Fräulein. Und dennoch muß ich auch auf diesen scheinbar berechtigten Einwurf erwiedern, daß es ihr unmöglich war. Sie hat schon am Tage nach meiner Heimkehr Ihren Wunsch erfüllen wollen, aber Geschäfte verhinderten mich, sie zu begleiten, und die Verlobung kam ja auch ganz unerwartet. Sie müssen ihr verzeihen, an ihrem guten Willen dürfen sie nicht zweifeln, das wird sie Ihnen beweisen, sobald Sie uns die Ehre Ihres Besuchs schenken werden."

„Ich hoffe, Unica wird mir die Ehre erzeigen, ihren Verlobten mir vorzustellen!"

„Ohne Zweifel, gnädiges Fräulein! Aber muß die Etikette so scharf beobachtet werden? Soll ich so lange das Glück, Sie zu sehen und mit Ihnen zu plaudern, entbehren? Ich bitte Sie noch einmal, urtheilen Sie nicht so streng; einer Braut gegenüber müssen Freundinnen nachsichtig

sein, Sie werden das selbst, vielleicht schon bald, erfahren!"

Eine leichte Röthe überzog das schöne Antlitz des Mädchens, und mit einem koketten Lächeln auf den Lippen schlug sie jetzt die blitzenden Augen zu dem Grafen auf.

„Wenn Unica es wünscht, so werde ich mit großem Vergnügen sie besuchen," sagte sie. „Ich bin freilich gegenwärtig auch durch einige Rücksichten gebunden, durch Rücksichten auf einen Verwundeten, dem wir in unserem Hause Obdach und Pflege geben müssen."

„Aber das aufreibende Amt einer Krankenpflegerin werden Sie doch nicht selbst übernommen haben!" erwiederte der Graf, und in dem Tone, in welchem er dies sagte, spiegelte sich eine leise Ironie. „Das wäre ein zu großes Opfer, gnädiges Fräulein, Ihre Familie darf nicht erlauben, daß Sie es bringen."

„Ein Opfer ist es durchaus nicht," sagte Flora, leicht das Haupt wiegend, „wir haben ja eine zuverlässige Wärterin engagirt, so daß mir nur die leichten Pflichten der Oberaufsicht zufallen. Und wenn ich bedenke, daß dieser Dolchstoß vielleicht meinem Bruder zugedacht

war, daß Herr v. Adlerberg ihn auffing, um dem Freunde das Leben zu retten, so muß ich mich ja dem Verwundeten zu großem Danke verpflichtet fühlen."

„Ich glaube, diese Anschauung ist etwas sehr romantisch," scherzte der Graf. „Indeß will ich darüber nicht mit Ihnen streiten, gnädiges Fräulein, ich hoffe vielmehr, daß die übernommenen Pflichten Sie nicht hindern werden, uns recht bald die Ehre Ihres angenehmen Besuches zu schenken."

Er erhob sich und bot ihr noch einmal die Hand, und als sie ihre Hand hineinlegte, hielt er mit sanfter Gewalt sie fest.

„Dürfen wir Sie am nächsten Sonntag erwarten?" fragte er leise. „Die wenigen schönen Tage, die uns der Herbst noch bringt, werden bald verstrichen sein, man muß sie benutzen. Also nicht wahr, wir dürfen auf die Ehre rechnen?"

Das Antlitz Flora's erglühte bis zu den Schläfen, sie fühlte, daß die dunklen Augen des Grafen auf ihr ruhten, es war ihr nicht möglich, ihrer Verwirrung zu gebieten.

„Ein festes Versprechen kann ich heute noch nicht geben," erwiederte sie, „es wäre ja mög-

lich, daß ein Ereigniß einträte, welches dieses Haus zu einem Trauerhause machte."

„Das wolle der Himmel verhüten!"

„Herr v. Adlerberg ist noch nicht außer Gefahr!"

„Und wenn das Gefürchtete einträfe, so würde doch die Familie des Herrn v. Adlerberg die Sorge für die Beerdigung übernehmen! Sie dürfen mir keinen Korb geben, Fräulein Flora," fuhr der Graf in heiterem Tone fort, „wir erwarten Sie am Sonntag Vormittag, also auf Wiedersehen!"

Er drückte einen leisen Kuß auf ihre Hand und eilte hinaus.

Noch immer verwirrt, nach Athem ringend, stand Flora in der Mitte des eleganten Saales unter dem goldstrahlenden, künstlerisch werthvollen Kronleuchter.

Sie preßte die Hand auf das stürmisch pochende Herz, und ein triumphirendes Lächeln umspielte die rosigen Lippen, indeß die schönen Augen, strahlend vor Glück und Siegesfreude, auf der Thüre ruhten.

„Nicht Dir gehört diese Minute, sondern dem Grafen, möge sie nicht verhängnißvoll für Dich werden, Flora!"

Bestürzt blickte Flora sich um, unter der Sammtportière des kleinen Nebensalons stand Theodor.

„Du hast gelauscht!“ sagte sie entrüstet.

„Gelauscht?“ erwiederte er achselzuckend. „Es ist sonst nicht meine Art, den Lauscher zu spielen, aber es können Fälle eintreten, in denen man gezwungen wird, seinen Grundsätzen untreu zu werden, wäre es auch nur, um Andere vor Schaden zu bewahren.“

„Eine nichtssagende Entschuldigung —“

„Daß sie es in Deinen Augen ist, will ich durchaus nicht bestreiten, aber es wird eine Zeit kommen, in der Du anders darüber denkst. Glaubst Du denn wirklich an die Möglichkeit, daß der Graf v. Hohenhausen um Deine Hand werben wird?“

„Und glaubst Du, daß ich über diese Frage mit Dir streiten werde?“ erwiederte Flora gereizt. „Unsere Ansichten gehen darin zu weit aus einander, also ist es besser, wir vermeiden einen unerquicklichen Wortwechsel.“

„Und damit glaubst Du alle meine Bedenken beseitigt zu haben?“ fragte Theodor scharf.

„Bedenken? Ich sehe keine!“

„Weil Du sie nicht sehen willst! Flora, höre auf meinen Rath, meine Warnung, besuche den Grafen nicht —"

„Mein Besuch gilt nicht ihm, sondern seiner Schwester!"

„Er gilt ihm," sagte der junge Mann ernst, „ihm und Deinen Hoffnungen! Mich betrügst Du nicht, ich kenne Deine stolzen Träume, die mit den Wünschen und Hoffnungen unseres Vaters so sehr übereinstimmen und doch nur Thorheiten sind. Ich rathe Dir, verzichte auf sie, es wäre ein furchtbares Schicksal, wenn Du sie bereuen müßtest."

„Und was berechtigt Dich, mir das Alles zu sagen?" erwiederte Flora, in deren umwölkten Zügen der Trotz sich spiegelte. „Der Graf v. Hohenhausen ist ein Ehrenmann, und seine Schwester, Gräfin Unica, ist mit mir befreundet. Was also könnte mich nöthigen, die ehrenvolle Einladung abzulehnen? Ich weiß nicht, woher es kommt, aber seitdem Deine Verlobung ein so prosaisches Ende genommen hat, siehst Du in jeder Ecke ein unheilbrütendes Gespenst, womit Du Dich selbst in Furcht setzest und auch Andere erschrecken willst. Bald ist es eine Katastrophe, die über uns hereinbrechen

soll, bald ist es der Baron v. Adlerberg, bald der Graf v. Hohenhausen, der uns Unheil bringen muß! Ich werde dem Rathe Papa's folgen und ihn fragen, ob ich die Einladung annehmen darf — ich denke, daß muß Dich beruhigen."

Sie entfernte sich nach diesen Worten, Theodor hielt sie nicht zurück, ihm war das Herz so voll und so schwer, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, dieses Gespräch fortzusetzen, ohne die mühsam behauptete Ruhe zu verlieren.

Die Enthüllungen des Vaters über die gestohlenen Dokumente waren nicht so spurlos an ihm vorüber gegangen, und das Bestreben des Grafen Hohenhausen, Flora mit Schmeicheleien zu umgarnen, erfüllte ihn auch mit ernsten Besorgnissen.

Es mochte etwas Wahres daran sein, daß er seit dem Bruch mit Fanny über Alles so streng und scharf urtheilte, Alles so ernst und düster ansah, aber wer trug denn die Schuld an dieser Verbitterung seines Gemüths? Flora hatte wahrlich kein Recht, ihm diesen Vorwurf zu machen!

Ja, er ahnte, daß in diesem Hause nicht

Alles so bleiben würde, wie es war, aber woher die Gefahr kommen sollte, wußte er nicht. Er sah überall drohende Wolken aufsteigen, aber was half es ihm, ob er die warnende Stimme erhob, man wollte seinen Warnungen keinen Glauben schenken!

---

2. Capitel.

Das Verhör.

Der Gerichtsrath Sommer war ein erfahrener Untersuchungsrichter, er hatte schon manchen verwickelten Fall unter den Händen gehabt, manchen verstockten Verbrecher überführt und durch seine Kreuzfragen zu einem Geständniß gezwungen, aber ein so verstockter Kerl, wie dieser Wildhüter Reimann, war ihm denn doch noch nicht vorgekommen.

Den Einbruch bei dem Bankier Romberg leugnete Reimann nicht, er gab auch zu, einen seiner Gegner niedergestoßen zu haben, aber von dem Matrosen wollte er gar nichts wissen.

„Es nützt Euch Alles nichts,“ sagte der Rath in dem letzten Verhör, welches er heute mit dem Angeklagten vornahm. „Die Beweise zeugen

gegen Euch. Ich will Euch noch einmal erzählen, wie die Sache sich zugetragen hat. Nachdem Ihr aus dem Zuchthause entlassen waret, hattet Ihr weder einen Pfennig in der Tasche, noch überhaupt die Aussicht, ihn auf ehrlichem Wege verdienen zu können. Ihr waret zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil Ihr auf offener Straße einen Menschen niedergeschlagen und beraubt hattet, das steht aktenmäßig fest, aber wollt Ihr auch dieses Verbrechen leugnen?"

„Nein!" erwiederte der Wildhüter barsch. „Ich hatte Hunger, Arbeit wollte mir Niemand geben —"

„Weil Ihr schon mehrfach bestraft und ein notorischer Trunkenbold waret."

„Das war ich nie!"

„Ruhig! gegen die Beweise, die in diesen Akten enthalten sind, kommt Ihr nicht an! Also, was nun anfangen? Der Graf v. Hohenhausen hatte Eure Tochter geliebt, Ihr erfuhrt vielleicht zufällig, daß er aus Amerika zurückgekehrt war, er sollte helfen."

„Er?" erwiederte Reimann in verächtlichem Tone. „Ich wäre lieber verhungert, als daß ich aus seiner Hand ein Almosen angenommen hätte."

„Mit solchen Ausreden führt Ihr mich nicht irre. War es nicht der Hunger, so war es der Durst nach Rache, was Euch nach Hohenhausen trieb, der Grund thut ja zur Sache selbst nichts. Im Gebüsch, kurz vor dem Park von Hohenhausen, begegnete Euch ein Matrose. Der Mann war gut gelaunt, sehr heiter, also mußte er auch etwas in der Tasche haben. Vielleicht ohne die weiteren Folgen lange zu überlegen, gabt Ihr mit diesem Stocke ihm Eins auf den Schädel, der Mann stürzte besinnungslos nieder, und Ihr nahmt, was Ihr bei ihm fandet. Diese Brieftasche, welche zwei Hundertthalerscheine enthielt, dieses Dolchmesser, sodann eine silberne Uhr mit doppeltem Gehäuse und einen ledernen Geldbeutel, der außer anderen Münzen einige fremde Goldstücke enthielt. Jetzt erst wurden die Folgen des Raubes Euch klar. Was thun? Kam der Matrose wieder zur Besinnung, so machte er jedenfalls der Polizei Anzeige von seiner Beraubung, und das Zuchthaus war Euch sicher. Da erinnertet Ihr Euch des See's, der ja ganz in der Nähe sein mußte, Euer Entschluß war rasch gefaßt. Widerstand konnte das bewußtlose Opfer nicht leisten, Ihr schlepptet es durch das Gebüsch an den See und stürztet

es hinein! Vielleicht war der Matrose ganz unbekannt in der Gegend, dann krähte kein Hahn mehr nach ihm; jedenfalls aber wurde er in dem See sobald nicht gefunden, möglicherweise gar nicht gesucht. Das ist der Thatbebestand, und ich meine, es müßte Euch längst klar geworden sein, daß Leugnen Euch gar nichts mehr helfen kann, die Beweise sind überzeugend."

Auf den Wildhüter hatten diese im Tone der Ueberzeugung gesprochenen Worte gar keinen Eindruck gemacht, der Richter mußte das sofort erkennen, er las ja in diesem Gaunergesicht nur den alten trotzigen Hohn, mit dem Reimann stets der Anklage entgegengetreten war.

„Und wie kommt es, Herr Rath, daß man nicht auch die Uhr und den Geldbeutel des Ermordeten bei mir gefunden hat?" fragte er.

„Sind das Eure Gegenbeweise?" fuhr der Richter auf. „Die Uhr konnte Euch zuerst verrathen, Ihr werdet sie fortgeworfen oder irgendwo versteckt haben. Und den Geldbeutel brauchtet Ihr ja auch nicht mehr, nachdem Ihr ihn geplündert hattet. Habt Ihr nicht am Tage nach der That dem Kammerdiener des Herrn Grafen gesagt, Ihr hättet Geld genug? Habt Ihr nicht

dem Jäger Hackert diese Brieftasche und den Stock gezeigt und gedroht, auch den Grafen v. Hohenhausen niederschlagen zu wollen? Und als man Euch suchte, um Euch wegen der Ermordung des Matrosen zur Rechenschaft zu ziehen, hieltet Ihr Euch nicht so gut versteckt, daß die Polizei Euch nicht finden konnte? Und habt Ihr nicht bei dem späteren Einbruch bewiesen, wie wenig Euch ein Menschenleben gilt?"

„Alles wahr, Herr Rath," sagte der Wildhüter, der seine Ruhe nicht verlor, „und doch ist der Schluß, den Sie daraus folgern wollen, falsch. Gestatten Sie mir, daß ich noch einmal den Thatbestand wiederhole, wie er in Wahrheit ist. Vergleichen Sie diese Aussagen mit dem, was ich im ersten oder zweiten Verhör Ihnen gesagt habe, und wenn Sie einen einzigen Widerspruch finden —"

„Unsinn, Reimann, Ihr habt das Märchen auswendig gelernt, aber daß es schlau ersonnen sei, kann ich nicht behaupten!" erwiederte der Richter ärgerlich.

„Wenn ich es also erfunden hätte, so würde ich es auch schlauer ersonnen haben, das ist doch auch ein Beweis, wenn auch nur ein halber,

für die Wahrheit meiner Aussage. Als ich das Zuchthaus verließ, hatte ich allerdings nicht viel, aber doch immerhin einige Groschen in der Tasche —"

„Und mit diesen Groschen kauftet Ihr den Stock, um Eurem sauberen Gewerbe nachgehen zu können."

„Den Stock? Den habe ich im Vorbeigehen aus dem Laden eines Drechslers mitgenommen, und es war vielleicht mein Unglück, daß es gerade ein solcher Todtschläger sein mußte, ein anderer Ziegenhainer hätte ja denselben Dienst gethan."

„Das heißt, Ihr habt den Stock gestohlen?"

„Jawohl!"

„Da ist der Widerspruch schon!" rief der Rath. „In einem früheren Verhör behauptet Ihr, ihn gekauft zu haben."

„Das kann ich nie behauptet haben," erwiederte Reimann ruhig, „ich erinnere mich auch nicht, daß Sie mich jemals fragten, woher ich diesen Stock habe."

Der Gerichtsrath blätterte in den Akten, die vor ihm lagen, die ruhige Sicherheit des Angeklagten steigerte nur seinen Aerger über die Resultatlosigkeit seiner Bemühungen.

„Es ist ferner wahr, daß mein erster Gedanke dem Grafen v. Hohenhausen galt,“ fuhr Reimann fort. „Nicht dem jungen, sondern dem alten, dem ich eigentlich ja mein ganzes Elend verdankte. Daß der alte Graf todt und der junge heimgekehrt war, erfuhr ich erst später. Auch nicht eines Almosens wegen machte ich mich auf den Weg, ich wollte mein todtes Kind und mein eigenes Elend rächen. Mochte dann wieder das Zuchthaus mich aufnehmen, ich fragte nichts danach.“

„Sie geben also zu, daß Sie diesen Weg antraten in der Absicht, einen Mord zu begehen?“

„Ich weiß nicht, ob ich gerade einen Mord beabsichtigte, ich hatte nur vor, Rache zu nehmen, was geschehen sollte, darüber mußte der Augenblick entscheiden.“

„Wie lange mußten Sie marschiren, ehe Sie in Hohenhausen ankamen?“

„Es war eine Reise von acht Tagen.“

„Und während dieser Reise ist Ihnen nichts Besonderes begegnet?“

„Nein.“

„Sie übernachteten wohl im Freien?“

„Jawohl, Herr Rath. Im Walde auf

dürrem Laub schläft man ausgezeichnet, und man hat den Nutzen dabei, daß es ein billiges Nachtquartier ist."

„Sie kamen an demselben Tage in Hohenhausen an, an welchem auch der Matrose dort war," warf der Richter anscheinend gleichgiltig hin, aber der lauernde Blick, der bei diesen Worten den Vagabund streifte, bewies, daß ihnen ein besonderer Zweck zu Grunde lag.

„Nicht an demselben Tage, Herr Rath," erwiederte Reimann. „Es war nicht an einem Donnerstage, sondern an einem Freitage, ich erinnere mich dessen ganz genau."

„Wenn man sich irgend einer Sache erinnert, so muß man einen Anhaltspunkt haben," sagte der Gerichtsrath. „Welchen Anhaltspunkt haben Sie für diese Erinnerung?"

„Es war an einem Freitage, als mein armes Kind aus dem See gezogen wurde."

„Das geschah vor achtzehn Jahren."

„Und wären seitdem schon fünfzig Jahre verstrichen, ich würde den schrecklichen Tag noch nicht vergessen haben. Und als ich nun in Hohenhausen ankam, galt mein erster Gang dem See, ich wollte die Stätte wiedersehen, die mich an die schrecklichste Stunde meines Lebens erinnerte."

„Das lautet sehr unwahrscheinlich," sagte der Richter.

Der Wildhüter blickte finster vor sich hin, die struppigen Brauen hatten sich zusammengezogen, und die Adern auf seiner Stirne schwollen an, Haß und Wuth schienen in seinem Innern wieder aufzulodern, während das krampfhafte Zucken der Lippen den Seelenschmerz verrieth.

„Mag sein," erwiederte er nach einer Pause, „vielleicht würden Andere es nicht gethan haben, ich aber konnte nicht anders, es trieb mich hin zu dem See, ich mußte dem Drange folgen. Und als ich nun dort stand, sah ich die Brieftasche sammt dem Messer da liegen, Sie würden sie auch aufgehoben haben, Herr Rath."

„Ganz gewiß, aber ich hätte sie der Polizeibehörde übergeben."

„Nun, ich habe das nicht gethan, und ich hatte dafür meine Gründe. Die Brieftasche enthielt zweihundert Thaler, für mich eine große Summe, und es war meine Absicht, nach Amerika auszuwandern, sobald ich an dem Mörder meines Kindes Rache genommen hatte."

„Das stimmt nun auch wieder mit dem, was Ihr später thatet, nicht überein," sagte der Rath kopfschüttelnd. „Wenn Euch so viel

an dieser Rache lag, würdet ihr sie sofort, vielleicht noch an demselben Tage genommen und alsdann die Reise nach Amerika angetreten haben, denn daß Ihr bestraft wurdet, wenn man die Brieftasche in Eurem Besitz fand, wußtet Ihr sehr genau. Statt dessen versteckt Ihr Euch, daß Euch die Polizei nicht finden soll, und einige Tage darauf werdet Ihr bei einem Einbruch unter erschwerenden Umständen ertappt."

„Beweist das nicht eher meine Schuldlosigkeit, als meine Schuld?" fragte der Wildhüter, das Haupt trotzig erhebend. „Wenn ich den Mord begangen hätte, würde ich die Gegend sofort verlassen haben. Ich würde mich in Hohenhausen nicht gezeigt haben und wäre gewiß auch nicht dem Jäger Hackert in den Weg getreten."

„Ihm wolltet Ihr die Ausführung des Rachewerks übertragen!"

„Nein, ich verlangte nichts weiter von ihm als eine Büchse. Ich konnte dem Grafen nicht beikommen, er war stets zu Pferde oder im Wagen, und in das Schloß einzudringen, war mir unmöglich. Deshalb wünschte ich eine Büchse, mit ihr hätte ich meinen Zweck rasch erreicht. Hackert verweigerte sie mir, ich wollte nun in der Stadt eine Schußwaffe kaufen, ich hatte

eingesehen, daß ich ohne dieselbe nicht fertig werden konnte. In der Stadt begegnete ich einem Manne, mit dem ich befreundet war, er suchte einen Compagnon, der Plan, den er mir mittheilte, gefiel mir, weil alle Vorbereitungen schon getroffen waren, und die Ausführung mir leicht schien."

„Es war wohl der Plan, bei dem Bankier Romberg einzubrechen?" fragte der Richter.

„Allerdings."

„Und wo blieb die beabsichtigte Rache?"

„Dieser Plan beschäftigte mich so sehr, daß ich an meine Rache einstweilen nicht mehr dachte. Mein Freund sagte mir, wir würden eine große Summe erhalten, und wenn wir klug seien, so könne gar kein Verdacht auf uns fallen. Weshalb sollte ich das nicht mitnehmen? Hätte ich geahnt, daß die Sache fehlschlagen würde, so wäre ich wahrhaftig nicht dabei gewesen."

„Und wollt Ihr noch immer keinen Aufschluß über diesen Compagnon geben?" fragte der Richter.

„Ich habe noch Niemand verrathen!"

„Es kann für Eure eigene Sache von großer Wichtigkeit sein, bedenkt das wohl."

„Was liegt an einem Jahre mehr oder weniger!“ sagte der Wildhüter achselzuckend. „Darauf, daß ich freigesprochen werde, darf ich ja doch nicht hoffen, so soll mir auch Niemand vorwerfen können, ich habe ihn verrathen.“

Der Gerichtsrath blätterte wieder in den Akten.

Die Schuld des Angeklagten stand unzweifelhaft fest, aber in seinen Aussagen war doch Manches, was unter anderen Verhältnissen einem Zweifel Raum gegeben hätte, d. h., wenn der Angeklagte ein bisher unbescholtener Mann gewesen wäre.

„Jenen Compagnon lerntet Ihr wohl im Zuchthause kennen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich werde auch diese Frage nicht beantworten.“

„Diese Weigerung ist eine Bejahung.“

Reimann schwieg.

„Ihr behauptet, erst am Freitage in Hohenhausen eingetroffen zu sein, an der Sache selbst würde das nichts ändern, wenn es nicht feststände, daß der Matrose bereits am Freitag Morgen verschwunden war. Könnt Ihr den Beweis liefern, daß Ihr am Donnerstag Abend an einem anderen Orte gewesen seid?“

Der Wildhüter zuckte die Achseln.

„Ich habe auf meiner Wanderung stets einsame Pfade gewählt,“ erwiederte er, „wenn man aus dem Zuchthause kommt, vermeidet man gern die Begegnung mit einem Gensdarmen.“

„Ihr seid auch nicht irgendwo in eine Schenke eingekehrt?“

„An jenem Tage nicht. Ich war am Donnerstag gegen Abend noch sechs Stunden von Hohenhausen entfernt, diese letzte Nacht verbrachte ich im Walde, der Tag graute eben, als ich weiter marschirte, und kurz vor Mittag befand ich mich im Park von Hohenhausen, nachdem ich vorher am See gewesen war.“

„Das war am Donnerstag?“

„Nein, am Freitag.“

„Und Ihr habt am Tage zuvor mit Niemand gesprochen?“

„Ja doch, mit einem Schäfer, dem ich nach dem nächsten Wege fragte.“

„Habt Ihr mit diesem Manne Euch lange unterhalten?“

„Nein. Er war ein grober Geselle, es schien ihm lästig zu sein, mir Antwort zu geben, vielleicht auch gefiel ihm mein Aeußeres nicht.“

„Glaubt Ihr, daß der Schäfer Euch wieder erkennen würde?“

„Ich kann das nicht wissen.“

Der Richter war zu Ende, er wußte nicht, welche Frage er jetzt noch stellen sollte, und überdies war die Sache ja nun auch spruchreif, die Akten konnten geschlossen werden.

„Ihr habt Euren Aussagen nichts mehr hinzuzufügen?“ fragte er, nachdem der Aktuar das Protokoll beendet und vorgelesen hatte.

„Nein, Herr Rath. Man glaubt mir ja doch nicht, wenn ich auch hundertmal versichere, daß ich den Mord nicht begangen habe. Und doch könnte man mir schon deshalb Glauben schenken, weil ich alles Andere so offen gestanden habe.“

„Ihr habt nur gestanden, was Ihr nicht leugnen könnt, die That, auf der Ihr ertappt worden seid; ein Geständniß kann ich das nicht nennen.“

Der Wildhüter unterzeichnete das Protokoll und folgte den Beamten, die ihn in seine Zelle zurückführten.

Eine geraume Weile blieb der Gerichtsrath in Sinnen versunken, dann schrieb er rasch einige Zeilen nieder.

„Der Schäfer soll aufgesucht und ohne Verzug als Zeuge vorgeladen werden," sagte er, indem er den Zettel seinem Aktuar hinschob, „veranlassen Sie das Nöthige, ich will auch noch diesen Mann verhören, obschon ich nicht glaube, daß seine Aussage die Anklage entkräften wird."

Der Aktuar nickte zustimmend.

„Es ist ja ganz unzweifelhaft, daß Reimann den Mord begangen hat," erwiederte er.

„Sie sind also auch überzeugt davon?"

„Felsenfest!"

„Wie könnte es auch anders sein! Wenn wir nur auch den Anderen, diesen sogenannten Compagnon, hinter Schloß und Riegel hätten! Ich vermuthe, daß Reimann ihm die Uhr und den ledernen Geldbeutel des Matrosen geschenkt oder verkauft hat, aber dieser Bursche wird seinen Genossen nicht verrathen."

„Die Zeugen Romberg und Vetter haben auch kein Signalement des Verbrechers liefern können," schaltete der Aktuar ein.

„Leider nicht. Wir müssen uns also auf die Spürnase der Polizei verlassen. Ich hoffe, die ausgesetzte Belohnung wird die Beamten anspornen."

In diesem Augenblick trat aus dem an-

stoßenden Zimmer ein Schreiber ein, der dem Gerichtsrath meldete, Herr Romberg lasse ihn um eine kurze Unterredung bitten.

Der Rath bewilligte diese Bitte sofort, er erwartete wichtige Aufschlüsse, aber in dieser Erwartung sollte er sich getäuscht sehen.

Theodor kam nicht, um Aufschlüsse zu geben, oder seinen früheren Aussagen etwas hinzuzufügen, sondern um ein Gesuch an den Rath zu richten; er bat um die Erlaubniß, den gefangenen Wildhüter in seiner Zelle besuchen zu dürfen.

Der Richter schüttelte ablehnend das Haupt.

„Reimann ist noch in Untersuchungshaft," erwiederte er, „und wenn ich auch bei Ihnen eine Ausnahme machen und die Erlaubniß geben wollte, so sehe ich doch keinen Zweck —"

„Gestatten Sie mir nur einige Worte," fiel Theodor ihm in die Rede, „ich werde Ihnen eine befriedigende Erklärung geben. Sie werden sich erinnern, daß die Diebe den Schreibtisch meines Vaters erbrochen und eine Schatulle mitgenommen haben. In dieser Schatulle befanden sich außer der Privatkasse meines Vaters wichtige Papiere, und für die Wiedererlangung dieser Papiere würden wir gerne ein Opfer

bringen. Nun ist wohl Reimann der Einzige, der über seinen Genossen Auskunft geben kann, die Bemühungen der Polizei, ihn zu entdecken, sind bisher erfolglos geblieben —“

„Und Reimann verweigert jede Auskunft!“

„Vielleicht gelingt es mir dennoch, ihn, wenn auch nicht zu einem Verrath an seinem Genossen, so doch zu Andeutungen zu bewegen, die mir die Mittel zeigen, durch welche ich die Papiere zurückerhalten kann.“

„Ich glaube das nicht.“

„Es käme auf einen Versuch an.“

„Er wird an dem unbeugsamen Trotz des Wildhüters scheitern,“ sagte der Richter.

„Wenn ich ihm eine gute Belohnung verspreche —“

„Welchen Nutzen könnte ein solches Versprechen für ihn haben? Er weiß, daß er dies Mal zum Tode verurtheilt wird, und selbst, wenn er zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt würde, wäre dieses Versprechen doch werthlos für ihn. An diesen Köder wird er nicht anbeißen.“

Theodor blickte den Rath voll an.

„Gestatten Sie mir, daß ich den Versuch mache,“ bat er, „ich habe einmal auf ihn

meine Hoffnungen gesetzt, und auf Hoffnungen verzichtet man nicht gerne."

„Es ist wirklich eine vergebliche Hoffnung, Herr Romberg. Aber da Sie darauf bestehen, und ich weiter keine Gefahr darin erblicke, will ich den Gefangenen holen lassen."

„Ich müßte unter vier Augen mit ihm reden."

„Sie vermuthen, daß er in meiner Gegenwart Ihre Fragen nicht beantworten wird? Ich muß allerdings diesen Vermuthungen beipflichten, aber würden Sie mir über diese Unterredung einen getreuen Bericht erstatten?"

„Ich bin dazu bereit, Herr Rath."

„Wohlan denn, ich will Ihren Wunsch erfüllen, ich vertraue dabei auf Ihr Versprechen. Aber ich darf Ihnen nur eine halbe Stunde bewilligen, Sie werden also wohl daran thun, wenn Sie sich kurz fassen und direkt auf Ihr Ziel losgehen."

„Ich danke Ihnen und werde Ihrem Rathe folgen."

Der Gerichtsrath stellte einen Erlaubnißschein aus, und nicht lange darauf trat Theodor in die Zelle des Wildhüters, der den glühenden Blick voll Erstaunen und Erwartung auf den Eintretenden heftete.

„Ich komme wegen des Einbruchs zu Euch," nahm Theodor das Wort. „Euer Genosse ist damals entkommen, er hat eine Schatulle mitgenommen, die Geld und Familienpapiere enthielt."

„Wie viel Geld war es?" fragte Reimann spöttisch.

„Vierhundert Thaler."

„Und wegen einer so lumpigen Summe macht ein Bankier so großes Geschrei?"

„Es handelt sich nicht um das Geld, sondern um die Papiere!"

„Ich habe sie nicht."

„Dann hat sie Euer Genosse, und Ihr werdet mir sagen können, wo ich diesen Mann finde."

„Wie schlau!" höhnte der Wildhüter. „Hat der Untersuchungsrichter Sie zu mir geschickt? Man soll mich in Ruhe lassen, ich werde meinen Freund nicht verrathen. Er würde es auch nicht thun."

„Und ich verspreche Euch, es ebenfalls nicht zu thun," sagte Theodor erregt. „Ich werde ihm und Euch eine Belohnung geben, sobald die Papiere in meinen Händen sind."

„Was nützt mir, dem Gefangenen, eine Be-

lohnung?“ erwiederte Reimann barsch. „Man bürdet mir einen Mord auf, den ich nicht begangen habe, der Schein ist gegen mich, die Richter werden mich verurtheilen. Was mein Freund mit den Papieren thun will, ist mir gleichgiltig, will er sie Ihnen verkaufen — in Gottes Namen, aber ich sage Ihnen noch ein Mal, verrathen werde ich ihn nicht.“

„Was fürchtet Ihr für ihn?“

„Den Teufel auch! Einbruch wird mit Zuchthaus bestraft!“

„Kennt Ihr das neue Strafgesetzbuch noch nicht?“

„Ich weiß davon nichts.“

„Euer Genosse kann nicht bestraft werden, wenn wir keinen Strafantrag stellen.“

„Unsinn!“

„Wenn wir auf die Bestrafung verzichten, so kann er wegen dieses Einbruches nicht zur Verantwortung gezogen werden,“ sagte Theodor, jedes Wort betonend, „und wir sind dazu bereit, wenn wir die Papiere zurückerhalten.“

Reimann blickte den jungen Herrn starr an, Spott und Hohn leuchteten aus den tiefliegenden Augen.

„Ihr sagt mir nur, wo ich Euren Genossen

finde," fuhr Theodor fort, „ich werde mit ihm unterhandeln und ihm völlige Straflosigkeit zusichern."

„Und Sie denken, ich werde das Alles glauben?" rief Reimann verächtlich. „Das wäre ja ein prachtvolles Gesetz für alle Gauner und die, welche es werden wollen! Die Falle ist denn doch zu dumm, als daß ich hineingehen könnte!"

Ein höhnisches Lachen begleitete diese Worte, die dem jungen Manne die Galle in's Blut trieben.

„Wenn ich Ihnen sage, daß dieses Gesetz besteht, so könnten Sie mir glauben," erwiederte Theodor. „Es ist ein neues Gesetz, von dem Sie vielleicht keine Kenntniß haben."

„Dann könnten Sie mir ja auch Straflosigkeit zusichern!"

„Wenn es sich nur um Diebstahl handelte, freilich, aber Ihr habt einen Mord begangen."

„Dann ist es ein schlechtes Gesetz," spottete Reimann. „Wenn das Eine erlaubt ist, muß ich auch bei dem Diebstahl meiner Haut mich wehren dürfen. Und ein solches Gesetz kann gar nicht bestehen, einen so groben Bären lasse ich mir nicht aufbinden."

„Fragt den Untersuchungsrichter, er wird Alles bestätigen, was ich gesagt habe."

Der Gefangene lachte, es war ja ganz unglaublich, was dieser Herr ihm gesagt hatte. Straflosigkeit, wenn der Bestohlene keinen Strafantrag stellte? Das war ihm noch nicht vorgekommen! Er hatte in früheren Jahren einmal einen halben Schinken gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, er war verhaftet und verurtheilt worden, ohne daß der Bestohlene befragt worden wäre.

„Unsinn!" sagte er. „Da könnte man ja der Justiz überall eine Nase drehen! Da könnte ich Tag für Tag stehlen und den Bestohlenen sagen: wenn ihr einen Strafantrag stellt, ermorde ich euch, sobald ich aus dem Gefängniß komme, sie würden nicht den Muth haben, mich zu verfolgen! Nein, in diese Falle spaziere ich nicht hinein."

„Wollt Ihr auch dann nicht meinen Vorschlag annehmen, wenn der Untersuchungsrichter meine Behauptungen bestätigt? Ihr könnt Eurem Genossen keinen besseren Dienst erzeigen; wenn er mir die Papiere gutwillig heraus gibt, so verzichte ich auf seine Bestrafung, im anderen Falle aber bin ich gezwungen, ihn durch die Polizei verfolgen zu lassen."

„Also sind die Papiere so werthvoll?“ fragte Reimann.

„Für Andere nicht, nur für die Familie,“ erwiederte Theodor, „ich wüßte nicht, was ein Anderer damit anfangen sollte!“

„Was für die Familie Werth hat, das hat auch für Andere Werth,“ spottete der Wildhüter; „es ist manchmal gewinnbringend, die Geheimnisse einer Familie kennen zu lernen.“

„Die halbe Stunde ist abgelaufen,“ sagte eine Stimme hinter Theodor, „ich muß Sie bitten —“

„Ich komme sogleich. Also überlegt es Euch, Reimann, was ich versprochen habe, werde ich halten.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ brummte der Wildhüter, als die schwere Thür hinter dem jungen Manne geschlossen wurde. „Läge ihm nicht so viel an den Papieren, würde er sich die Mühe nicht geben. Und wenn Bob nur halb so schlau ist, wie ich ihn halte, so wird er die Papiere nicht aus den Händen geben. Dummes Zeug — das Gesetz soll auf Bestrafung verzichten, nicht einmal bestrafen können, wenn kein Strafantrag gestellt wird? Das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! — Möchte

wissen, ob Bob es auf die Papiere abgesehen hatte! — Hat er es gethan, dann weiß er auch, was sie werth sind! — Laß sehen, wie die Sachen stehen! Verurtheilt werde ich, das steht bombenfest, und das Urtheil lautet auf Tod. Gerichtet wird seit Jahren Niemand mehr, also lebenslängliches Zuchthaus! Gut. Damit ist die Rechnung nach dem Urtheil Anderer geschlossen, ich aber weiß, was ich zu thun habe. Aus dem Zuchthause führen noch andere Wege hinaus, als der durch das große Thor, ich werde einen solchen Weg schon finden. Dann muß Bob mit mir abrechnen, und ich werde sehen, wie die Papiere sich am besten verwerthen lassen." —

Während der Wildhüter in dieser Weise seine Pläne für die Zukunft entwarf, befand Theodor sich auf dem Heimwege. Er hatte sich von dieser Unterredung ein besseres Resultat versprochen, die Enttäuschung ärgerte ihn.

Was sollte er nun thun, um sich die Papiere zu verschaffen, deren geheimnißvoller Inhalt ihn sehr beunruhigte?

War die Enthüllung dieses Geheimnisses wirklich so gefährlich? Hatte sein Vater sich eines Vergehens schuldig gemacht, welches ihm die Achtung seiner Kinder rauben mußte?

Er wollte und mußte Gewißheit haben, und dennoch graute ihm vor dieser Gewißheit!

Wie nun, wenn er das, was er befürchtete, wirklich in den Papieren fand?

Wer war der Betrogene in diesem Falle? Wer hatte Anspruch auf die bedeutende Summe, die, nach den Aeußerungen Romberg's zu schließen, mehr als hunderttausend Thaler betrug?

Es war nutzlos, daß er mit diesen Fragen sein Gehirn marterte, er fand ja doch keine Antwort darauf, die ihn befriedigen konnte.

Eine Stimme weckte ihn plötzlich aus seinem Brüten, er sah auf, sein Blick fiel auf Paul, der mit der brennenden Cigarre im Munde vor ihm stand.

„Da geht er hin und singt nicht mehr!" scherzte der Reisende. „Wahrhaftig, wenn man Sie ansieht, sollte man glauben, Sie hätten ein ganzes Quart Essig getrunken!"

Theodor strich mit der Hand über die Augen und athmete tief auf.

„Ich war in Gedanken vertieft," erwiederte er; „die Pfade des Lebens sind nicht immer so eben und sonnig, wie man zu glauben gern geneigt ist, man findet mitunter auch einen Stein, über den man nicht hinweg kann."

„Fragt den Untersuchungsrichter, er wird Alles bestätigen, was ich gesagt habe.“

Der Gefangene lachte, es war ja ganz unglaublich, was dieser Herr ihm gesagt hatte. Straflosigkeit, wenn der Bestohlene keinen Strafantrag stellte? Das war ihm noch nicht vorgekommen! Er hatte in früheren Jahren einmal einen halben Schinken gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, er war verhaftet und verurtheilt worden, ohne daß der Bestohlene befragt worden wäre.

„Unsinn!“ sagte er. „Da könnte man ja der Justiz überall eine Nase drehen! Da könnte ich Tag für Tag stehlen und den Bestohlenen sagen: wenn ihr einen Strafantrag stellt, ermorde ich euch, sobald ich aus dem Gefängniß komme, sie würden nicht den Muth haben, mich zu verfolgen! Nein, in diese Falle spaziere ich nicht hinein.“

„Wollt Ihr auch dann nicht meinen Vorschlag annehmen, wenn der Untersuchungsrichter meine Behauptungen bestätigt? Ihr könnt Eurem Genossen keinen besseren Dienst erzeigen; wenn er mir die Papiere gutwillig heraus gibt, so verzichte ich auf seine Bestrafung, im anderen Falle aber bin ich gezwungen, ihn durch die Polizei verfolgen zu lassen.“

„Also sind die Papiere so werthvoll?“ fragte Reimann.

„Für Andere nicht, nur für die Familie,“ erwiederte Theodor, „ich wüßte nicht, was ein Anderer damit anfangen sollte!“

„Was für die Familie Werth hat, das hat auch für Andere Werth,“ spottete der Wildhüter; „es ist manchmal gewinnbringend, die Geheimnisse einer Familie kennen zu lernen.“

„Die halbe Stunde ist abgelaufen,“ sagte eine Stimme hinter Theodor, „ich muß Sie bitten —“

„Ich komme sogleich. Also überlegt es Euch, Reimann, was ich versprochen habe, werde ich halten.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ brummte der Wildhüter, als die schwere Thür hinter dem jungen Manne geschlossen wurde. „Läge ihm nicht so viel an den Papieren, würde er sich die Mühe nicht geben. Und wenn Bob nur halb so schlau ist, wie ich ihn halte, so wird er die Papiere nicht aus den Händen geben. Dummes Zeug — das Gesetz soll auf Bestrafung verzichten, nicht einmal bestrafen können, wenn kein Strafantrag gestellt wird? Das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! — Möchte

wissen, ob Bob es auf die Papiere abgesehen hatte! — Hat er es gethan, dann weiß er auch, was sie werth sind! — Laß sehen, wie die Sachen stehen! Verurtheilt werde ich, das steht bombenfest, und das Urtheil lautet auf Tod. Gerichtet wird seit Jahren Niemand mehr, also lebenslängliches Zuchthaus! Gut. Damit ist die Rechnung nach dem Urtheil Anderer geschlossen, ich aber weiß, was ich zu thun habe. Aus dem Zuchthause führen noch andere Wege hinaus, als der durch das große Thor, ich werde einen solchen Weg schon finden. Dann muß Bob mit mir abrechnen, und ich werde sehen, wie die Papiere sich am besten verwerthen lassen." —

Während der Wildhüter in dieser Weise seine Pläne für die Zukunft entwarf, befand Theodor sich auf dem Heimwege. Er hatte sich von dieser Unterredung ein besseres Resultat versprochen, die Enttäuschung ärgerte ihn.

Was sollte er nun thun, um sich die Papiere zu verschaffen, deren geheimnißvoller Inhalt ihn sehr beunruhigte?

War die Enthüllung dieses Geheimnisses wirklich so gefährlich? Hatte sein Vater sich eines Vergehens schuldig gemacht, welches ihm die Achtung seiner Kinder rauben mußte?

Er wollte und mußte Gewißheit haben, und dennoch graute ihm vor dieser Gewißheit!

Wie nun, wenn er das, was er befürchtete, wirklich in den Papieren fand?

Wer war der Betrogene in diesem Falle? Wer hatte Anspruch auf die bedeutende Summe, die, nach den Aeußerungen Romberg's zu schließen, mehr als hunderttausend Thaler betrug?

Es war nutzlos, daß er mit diesen Fragen sein Gehirn marterte, er fand ja doch keine Antwort darauf, die ihn befriedigen konnte.

Eine Stimme weckte ihn plötzlich aus seinem Brüten, er sah auf, sein Blick fiel auf Paul, der mit der brennenden Cigarre im Munde vor ihm stand.

„Da geht er hin und singt nicht mehr!" scherzte der Reisende. „Wahrhaftig, wenn man Sie ansieht, sollte man glauben, Sie hätten ein ganzes Quart Essig getrunken!"

Theodor strich mit der Hand über die Augen und athmete tief auf.

„Ich war in Gedanken vertieft," erwiederte er; „die Pfade des Lebens sind nicht immer so eben und sonnig, wie man zu glauben gern geneigt ist, man findet mitunter auch einen Stein, über den man nicht hinweg kann."

„Frisch gewagt ist halb gewonnen! Aber freilich, das arme Menschenherz muß stückweis brechen! Ich war in Ihrem elterlichen Hause und fand Sie nicht, Herr Papa schien auch knurrig zu sein, weshalb, weiß ich nicht. Jetzt führt der Zufall Sie mir entgegen, und das ist mir außerordentlich angenehm, denn ich habe schon seit gestern Abend einen Brief für Sie in der Tasche."

„Von Fanny?" fragte Theodor, dessen bleiches Gesicht sich röthete.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" sagte Paul lächelnd. „Ja wohl, von Fräulein Fanny Vogel, Verehrtester, aber ich fürchte, er wird Ihnen nicht gefallen."

„Hat Fanny vielleicht mit Ihnen darüber gesprochen?"

„O nein. Sie sagte mir nur, sie schulde mir keinen Dank dafür, daß ich die Rolle eines Briefträgers übernommen habe. Nun, die Mühe war ja klein und der Spaß groß, und Dank vom Hause Oesterreich habe ich nie erwartet."

„Sie las meinen Brief in Ihrer Gegenwart?" fragte Theodor ungeduldig, während Paul sein Portefeuille öffnete.

„Bewahre! Sie schien anfangs sogar die An=

nahme verweigern zu wollen, erst nach einigem Zögern steckte sie ihn in die Tasche, und erst gestern Abend erhielt ich einen verstohlenen Wink, daß sie mich im Familienzimmer erwarte. Wir sprachen anfangs über den verschwundenen Matrosen, den sie noch immer nicht vergessen kann, dann gab sie mir diesen Brief."

„Und dabei sagte sie gar nichts?"

„Hm — der Mensch versuche die Götter nicht —"

„Nur immer heraus mit der Sprache! Was sie auch gesagt haben mag, ich wünsche es zu wissen."

„Na, ich hab' ja hier blos ein Amt und keine Meinung! Sie sagte, dies müsse der letzte Brief sein, sie werde fortan keinen mehr annehmen, ich möge mich also nicht weiter bemühen, denn ich würde dadurch ihr nur lästig fallen. Sie würde diesen Brief nicht geschrieben haben, wenn sie nicht hoffte, durch denselben dieser peinlichen Korrespondenz ein- für allemal ein Ziel zu setzen, es sei ihr unbegreiflich, daß Sie noch immer eine Wiederanknüpfung der früheren Beziehungen möglich halten könnten."

Mit zitternder Hand hatte Theodor das Siegel des Briefes erbrochen, er enthielt nur wenige Zeilen.

„Sie glauben also nicht, daß dieser Weg zum Ziele führen wird?“ fragte er, und über sein bleiches Gesicht glitt ein dunkler Schatten.

„Nein,“ antwortete Paul, „Fräulein Vogel wird keinen Brief mehr annehmen.“

„Und wozu würden Sie mir nun rathen?“

„Sie werden wohl mit dem Gedanken: Fahre wohl, Doria, schöner Stern! sich nicht gerne vertraut machen?“

„Nein, nein, ich kann es nicht.“

„Ich würde Ihnen sagen: Geh' den Weibern zart entgegen, aber das paßt hier auch wieder nicht. Persönlich dürfen Sie auch nicht hingehen, die Herren Brüder sind nicht gut auf Sie zu reden.“

„Auch jetzt noch nicht? Ich habe den Grafen Hohenhausen bewogen, den Vertrag mit den Herren wieder zu erneuern —“

„Dafür werden Sie keinen Dank ernten, die Firma Gebrüder Vogel hat dieses Anerbieten höflich aber entschieden abgelehnt,“ sagte Paul. „Wenn einmal die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt ist, dann kommt die Reue zu spät.“

„Sie schaden dadurch nur sich selbst.“

„Mag sein, aber der Männerstolz vor Königs=

thronen hat auch seine Berechtigung! Wie gesagt, die Schwelle jenes Hauses noch einmal zu überschreiten, möchte ich Ihnen nicht rathen, Sie könnten sich Unannehmlichkeiten zuziehen, die Sie besser vermeiden. Haben Sie Geduld, Fräulein Vogel wird Ihren Brief mehrmals lesen und schließlich doch zwischen den Zeilen das finden, was Sie hineingelegt haben."

„Und was hilft das mir?"

„Wir arrangiren dann eine Begegnung auf neutralem Boden, etwa in der Wohnung meiner zukünftigen Schwiegermutter," sagte der Reisende in seiner lebhaften Weise, während er mit dem dünnen Spazierstöckchen einige Lufthiebe ausführte, „das läßt sich ja machen. Natürlich darf davon vorher nichts verrathen werden, es muß eine ganz zufällige, überraschende Begegnung sein, und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht. Nur nicht den Muth verloren, dem Muthigen hilft Gott!"

„Ja, Sie sagen das Alles so zuversichtlich," erwiederte Theodor, „Sie kennen von solchen Kämpfen nichts."

„Ich gebe zu, daß sich vom sichern Port gemächlich rathen läßt, aber darum ist der Rath nicht minder aufrichtig und wohlgemeint. Was

ich Ihnen versprochen habe, werde ich halten, Herr Romberg, Sie dürfen auf meinen Beistand zählen. Ich hörte in Ihrem Hause, daß es mit unserem Freunde besser geht, hoffentlich ist er nun außer Gefahr."

„Noch nicht ganz!"

„Der Arzt fürchtet noch immer?"

„Ja, wir wollen hoffen, daß diese Furcht bald der sicheren Hoffnung weicht."

„O, glücklich, wer noch hoffen kann!" sagte Paul, dem Freunde die Hand reichend. „Werde ich Sie heute Abend sehen?"

„Wenn meine Stimmung es erlaubt, werde ich kommen," erwiederte Theodor.

Der Commis-Voyageur nickte und blickte dem davonschreitenden Freunde kopfschüttelnd nach, dann setzte auch er, ein Citat vor sich hinbrummend, seinen Weg fort.

---

3. Capitel.

Disharmonieen.

„Und könntest Du nicht dasselbe Glück genießen, um welches Du mich beneidest?“ fragte Unica, die schönen Augen zu der Freundin aufschlagend, die ihr gegenüber saß. „Was ich Dir vor einigen Tagen gesagt habe, das wiederhole ich noch einmal, Kurt wird ohne Zögern um Deine Hand werben, sobald er die Ueberzeugung hegen darf, daß er Dein Herz besitzt.“

„Und Fräulein Romberg?“ sagte Alma, die feinen Brauen leicht zusammenziehend.

„Bist Du eifersüchtig auf sie?“ scherzte Unica.

„Eifersüchtig? Wie Du nur fragen kannst! Zur Eifersucht hat das Herz doch wohl nur dann Berechtigung, wenn es liebt!“

„Und Dein Herz liebt nicht?“

Alma schwieg, gedankenvoll schaute sie durch das Fenster hinaus auf den Garten, dessen Wege dürres Laub bedeckte.

„Fräulein Romberg hat Dir wohl nicht gefallen?“ nahm Unica nach einer Pause wieder das Wort. „Sie war in der Pension meine Freundin, man schließt dort leicht im Ueberströmen der Gefühle einen Bund für das ganze Leben, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken. Wenn man später dann ernst prüft, stürzen die Fundamente eines solchen Bündnisses wohl zusammen, und man vergißt die unbedacht gesprochenen Betheuerungen. Ich will Flora Romberg nicht tadeln, sie gibt sich, wie sie ist, und daß sie so geworden ist, verdankt sie auch wohl nur ihrer Erziehung. Aber ich fühle mich abgestoßen, ich kann mich ihr nicht hingeben.“

„Und weißt Du, was ich glaube?“ erwiederte Alma, die blitzenden Augen voll Muthwillen auf die Freundin heftend. „Fräulein Romberg hegt die kühne Hoffnung, daß sie mit einiger Geduld und Ausdauer Gräfin Hohenhausen werden könne.“

„Glaubst Du das wirklich?“

„Ja, Unica. Ich habe sie beobachtet und traue

mir in dieser Beziehung einen scharfen Blick zu. Und weshalb sollte sie es nicht hoffen dürfen? Sie ist eine Schönheit, das muß der Neid ihr lassen, sie ist gebildet und reich, sie kann außerordentlich liebenswürdig sein —"

„Und kokett!" warf Unica unmuthig ein.

„Etwas Koketterie lieben die Herren."

„Mein Bruder —"

„Verzeihe, auch Dein Bruder! Er widmete ihr ja seine ganze Aufmerksamkeit, er hat sich sogar erboten, sie nach Hause zu begleiten, und nun geht er in den Gewächshäusern unter den Orangenbäumen mit ihr spazieren."

Ein feines, etwas ironisches Lächeln umspielte die schönen Lippen Unica's.

„Willst Du das Alles ihr zum Vorwurf machen?" erwiederte sie. „Kurt hat Flora auf heute eingeladen, ist es da nicht seine Pflicht, sich ihrer anzunehmen und auf dem Heimwege sie zu begleiten? Sie äußerte den Wunsch, die Orangerie zu sehen, mußte Kurt nicht diesen Wunsch erfüllen? Es stand uns ja frei, sie zu begleiten, weshalb thaten wir es nicht? Und Deine Vermuthung, daß Flora Romberg nach dem Titel einer Gräfin von Hohenhausen strebe, kann ich jetzt noch nicht theilen, Flora ist klug

genug, Hoffnungen zu gebieten, die ihr eine demüthigende Niederlage bereiten könnten. Ich aber, liebe Alma, freue mich, daß Du diese Vermuthung ausgesprochen hast, sie gibt mir den Beweis, daß sie einer berechtigten Eifersucht entsprungen ist."

Wieder zogen sich die Brauen Alma's zusammen, und ein spöttischer Zug umspielte die Mundwinkel.

„Diese Schlußfolgerung ist falsch!" sagte sie.

„Würdest Du Kurt einen Korb geben?"

„Vielleicht!"

Betroffen blickte Unica die Freundin an, aber der Eintritt Flora's hinderte sie, das Gespräch fortzusetzen.

„Diese Orangerie ist eines königlichen Schlosses würdig," sagte Flora, „wie glücklich bist Du, Unica, daß Du täglich ihren süßen Duft einathmen kannst!"

„Dieser Duft ist zur Zeit der Blüthe betäubend, er verursacht Kopfweh," antwortete Unica lächelnd, „so hat eben Alles und Jedes auch seine Schattenseite."

„Doch wohl nicht Alles," sagte der Graf in heiterem Tone. „Oder behauptest Du, daß auch die Schönheit ihre Schattenseite habe?"

„Gewiß!“ nahm Alma für ihre Freundin das Wort. „Oder können Sie leugnen, daß in sehr vielen Fällen die Schönheit nur ein glänzender Firniß ist? Die Schönheit blendet, und das also geblendete Auge erkennt nicht die Mängel und Fehler, es bewundert die glänzende Schale, ohne den Kern zu prüfen.“

Unica sah bestürzt die Freundin an, sie verstand den tieferen Sinn dieser Worte, sie wußte, daß die Spitze derselben sich gegen Flora richtete; aber Flora schien davon keine Ahnung zu haben, sie lächelte so unbefangen, als ob ihr eine Schmeichelei gesagt worden wäre.

„Dein Verlobter scheint nicht zu kommen,“ wandte der Graf sich zu seiner Schwester.

„Er wollte erst am Abend kommen,“ erwiederte Unica ruhig, „Alma sagte mir, er habe einige Verwaltungsgeschäfte zu ordnen, sie werden ihn zurückgehalten haben.“

„Sprach man nicht vor einiger Zeit davon, daß Sie verlobt seien, Fräulein Romberg?“ fragte Alma.

Das schöne Mädchen erglühte, ein zürnender Blick aus den blitzenden Augen traf die Baronesse.

„Von diesem Gerücht habe ich selbst nie etwas vernommen,“ sagte sie.

Alma schwieg, gedankenvoll schaute sie durch das Fenster hinaus auf den Garten, dessen Wege dürres Laub bedeckte.

„Fräulein Romberg hat Dir wohl nicht gefallen?“ nahm Unica nach einer Pause wieder das Wort. „Sie war in der Pension meine Freundin, man schließt dort leicht im Ueberströmen der Gefühle einen Bund für das ganze Leben, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken. Wenn man später dann ernst prüft, stürzen die Fundamente eines solchen Bündnisses wohl zusammen, und man vergißt die unbedacht gesprochenen Betheuerungen. Ich will Flora Romberg nicht tadeln, sie gibt sich, wie sie ist, und daß sie so geworden ist, verdankt sie auch wohl nur ihrer Erziehung. Aber ich fühle mich abgestoßen, ich kann mich ihr nicht hingeben.“

„Und weißt Du, was ich glaube?“ erwiederte Alma, die blitzenden Augen voll Muthwillen auf die Freundin heftend. „Fräulein Romberg hegt die kühne Hoffnung, daß sie mit einiger Geduld und Ausdauer Gräfin Hohenhausen werden könne.“

„Glaubst Du das wirklich?“

„Ja, Unica. Ich habe sie beobachtet und traue

mir in dieser Beziehung einen scharfen Blick zu. Und weshalb sollte sie es nicht hoffen dürfen? Sie ist eine Schönheit, das muß der Neid ihr lassen, sie ist gebildet und reich, sie kann außerordentlich liebenswürdig sein —“

„Und kokett!“ warf Unica unmuthig ein.

„Etwas Koketterie lieben die Herren.“

„Mein Bruder —“

„Verzeihe, auch Dein Bruder! Er widmete ihr ja seine ganze Aufmerksamkeit, er hat sich sogar erboten, sie nach Hause zu begleiten, und nun geht er in den Gewächshäusern unter den Orangenbäumen mit ihr spazieren.“

Ein feines, etwas ironisches Lächeln umspielte die schönen Lippen Unica's.

„Willst Du das Alles ihr zum Vorwurf machen?“ erwiederte sie. „Kurt hat Flora auf heute eingeladen, ist es da nicht seine Pflicht, sich ihrer anzunehmen und auf dem Heimwege sie zu begleiten? Sie äußerte den Wunsch, die Orangerie zu sehen, mußte Kurt nicht diesen Wunsch erfüllen? Es stand uns ja frei, sie zu begleiten, weshalb thaten wir es nicht? Und Deine Vermuthung, daß Flora Romberg nach dem Titel einer Gräfin von Hohenhausen strebe, kann ich jetzt noch nicht theilen, Flora ist klug

genug, Hoffnungen zu gebieten, die ihr eine demüthigende Niederlage bereiten könnten. Ich aber, liebe Alma, freue mich, daß Du diese Vermuthung ausgesprochen hast, sie gibt mir den Beweis, daß sie einer berechtigten Eifersucht entsprungen ist."

Wieder zogen sich die Brauen Alma's zusammen, und ein spöttischer Zug umspielte die Mundwinkel.

„Diese Schlußfolgerung ist falsch!" sagte sie.

„Würdest Du Kurt einen Korb geben?"

„Vielleicht!"

Betroffen blickte Unica die Freundin an, aber der Eintritt Flora's hinderte sie, das Gespräch fortzusetzen.

„Diese Orangerie ist eines königlichen Schlosses würdig," sagte Flora, „wie glücklich bist Du, Unica, daß Du täglich ihren süßen Duft einathmen kannst!"

„Dieser Duft ist zur Zeit der Blüthe betäubend, er verursacht Kopfweh," antwortete Unica lächelnd, „so hat eben Alles und Jedes auch seine Schattenseite."

„Doch wohl nicht Alles," sagte der Graf in heiterem Tone. „Oder behauptest Du, daß auch die Schönheit ihre Schattenseite habe?"

„Gewiß!“ nahm Alma für ihre Freundin das Wort. „Oder können Sie leugnen, daß in sehr vielen Fällen die Schönheit nur ein glänzender Firniß ist? Die Schönheit blendet, und das also geblendete Auge erkennt nicht die Mängel und Fehler, es bewundert die glänzende Schale, ohne den Kern zu prüfen.“

Unica sah bestürzt die Freundin an, sie verstand den tieferen Sinn dieser Worte, sie wußte, daß die Spitze derselben sich gegen Flora richtete; aber Flora schien davon keine Ahnung zu haben, sie lächelte so unbefangen, als ob ihr eine Schmeichelei gesagt worden wäre.

„Dein Verlobter scheint nicht zu kommen,“ wandte der Graf sich zu seiner Schwester.

„Er wollte erst am Abend kommen,“ erwiederte Unica ruhig, „Alma sagte mir, er habe einige Verwaltungsgeschäfte zu ordnen, sie werden ihn zurückgehalten haben.“

„Sprach man nicht vor einiger Zeit davon, daß Sie verlobt seien, Fräulein Romberg?“ fragte Alma.

Das schöne Mädchen erglühte, ein zürnender Blick aus den blitzenden Augen traf die Baronesse.

„Von diesem Gerücht habe ich selbst nie etwas vernommen,“ sagte sie.

„Aber man sagte doch — ach, jetzt erinnere ich mich wieder, es war Ihr Herr Bruder. Verzeihen Sie! Ihr Herr Bruder ist inzwischen wohl in den Stand der Ehe eingetreten?“

„Nicht doch, diese Verlobung ist gleich darauf wieder gelöst worden,“ erwiederte Flora, einigermaßen verlegen.

„Darf man nach der Ursache fragen?“ sagte der Graf.

„Es war eine unpassende Verbindung. Fräulein Vogel stand zu tief unter ihm, Papa wollte seine Zustimmung nicht geben.“

„Fräulein Vogel?“ fragte der Graf überrascht. „Eine Tochter oder Schwester der Herren Gebrüder Vogel?“

„Eine Schwester.“

„Dieselbe, welche gleichzeitig mit mir von drüben heimkehrte?“

Flora nickte bejahend.

„Sie war auch drüben in Amerika?“ fragte Unica.

„Ich habe sie nicht gekannt,“ sagte der Graf, „selbst auf dem Schiffe hatte ich nicht die Ehre, sie kennen zu lernen, ich vernahm erst bei meiner Hieherkunft, daß sie ebenfalls mit der ‚Marianne‘ gereist war.“

„Für eine Dame muß dieser Schiffbruch schrecklich gewesen sein," versetzte Unica. „Aber was wollte sie auch drüben in dem fremden Welttheile?"

„Sie hatte eine Gouvernantenstelle angenommen," sagte Flora mit einem geringschätzenden Achselzucken.

„Wohl in Folge des Bruchs?" fragte Alma, mit einem forschenden Blick das Antlitz Flora's streifend.

„Vielleicht — ich weiß das nicht. Ich war nicht mit ihr befreundet; es ist ja auch möglich, daß andere Gründe sie dazu bewogen haben."

„Jedenfalls hatte nach diesem Bruch der Aufenthalt in der Heimath für sie viel Unangenehmes," sagte Unica mit herzlicher Theilnahme. „Dein Bruder mußte vorher bedenken, ob er das verpfändete Wort einlösen konnte."

Daniel trat in diesem Augenblick ein und überreichte dem Grafen eine Karte.

„Fanny Vogel" las Kurt v. Hohenhausen, und das Lächeln verschwand von seinen Lippen. „Lupus in fabula, meine Damen!"

„Was mag sie hieher führen?" fragte Unica.

„Das, liebe Schwester, ist mir selbst ein Räthsel!"

„Dürfen wir Sie bitten, die Dame hier zu empfangen?“ sagte Alma mit einem etwas boshaften Blick auf Flora Romberg, der eine solche Begegnung peinlich sein mußte.

„Was könnte mich abhalten, diesen Wunsch zu erfüllen?“ erwiederte der Graf scherzend, indem er dem Kammerdiener einen Wink gab. „Ich fürchte nur, Sie werden sich getäuscht finden.“

„Jedenfalls!“ sagte Flora. „Fräulein Vogel ist nichts weniger als interessant.“

Sie brach ab, den eben trat Fanny ein, und unwillkürlich entschlüpfte den Lippen Unica's ein leiser Ruf der Bewunderung, als ihr Blick auf diese gewinnende Erscheinung fiel.

Auch der Blick Alma's ruhte mit sichtbarem Interesse auf dem etwas bleichen, aber schönen Antlitz, während Flora für diese Schönheit nur ein geringschätzendes Lächeln hatte.

Fanny schien die Tochter des Bankiers gar nicht zu bemerken.

„Ich habe um diese Unterredung in einer Angelegenheit gebeten, deren Berührung Ihnen vielleicht unangenehm ist,“ wandte sie sich zu dem Grafen, der eigenhändig ihr einen Sessel hingerollt hatte, „ich muß deshalb vorab um gütige Entschuldigung bitten.“

„So wissen Sie also noch nicht, daß ich Ihren Wunsch bereits erfüllt und Ihren Herren Brüdern die Erneuerung des Vertrages angeboten habe?“ fragte der Graf. „Mein Anerbieten ist abgewiesen worden, und zwar in einer Weise, die ich nicht ganz gerechtfertigt finde.“

„Daß die Erneuerung des Vertrages von Seiten meiner Brüder abgelehnt wurde, ist mir bekannt,“ sagte Fanny, deren Blick fest auf dem Grafen ruhte, „eines Urtheils darüber enthalte ich mich —“

„Aber führt diese Angelegenheit Sie nicht zu mir?“

„Nein, Herr Graf. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß der Matrose Thomas Rost mir bei dem Schiffbruch der ‚Marianne‘ das Leben gerettet hat.“

„Allerdings. Ich habe das erst hier nach meiner Heimkehr erfahren. Auf dem Schiffe hatte ich, soviel ich mich erinnern kann, nie das Vergnügen, Ihnen zu begegnen.“

„Das hatte wohl darin seinen Grund, daß ich selten die Damenkajüte verließ,“ erwiederte Fanny, „eine flüchtige Begegnung hat vielleicht nur einmal stattgefunden. Der Passagiere waren

so sehr viele, daß man nicht jeden Einzelnen kennen lernen konnte."

„Sie haben Recht," sagte der Graf in freundlichem, fast vertraulichem Tone, „überdies bildeten die Damen eine besondere Gesellschaft, zu der die Herren keinen Zutritt hatten."

„Ich glaube, so streng waren die Grenzen nicht gezogen."

„So waren es doch nur einzelne Herren, die bevorzugt wurden, und zu diesen Glücklichen zählte ich nicht," fuhr der Graf scherzend fort. „Freilich, beklagen darf ich mich darüber nicht, ich konnte damals noch nicht über reiche Mittel gebieten, und in meiner äußeren Erscheinung glich ich eher einem Abenteurer als einem Aristokraten. Das sah ich selbst ein, und deshalb hütete ich mich, der Gefahr einer Demüthigung mich auszusetzen. Wissen Sie vielleicht, ob außer uns noch andere Passagiere gerettet worden sind?"

„Nein, Herr Graf," sagte Fanny, „Thomas Rost wollte behaupten, wir seien die Einzigen."

Kurt v. Hohenhausen nickte und blickte eine Weile gedankenvoll vor sich hin.

„Es waren schreckliche Stunden," brach er endlich wieder das Schweigen. „Ich erinnere

mich auch nicht, Sie auf dem Schiffe gesehen zu haben, welches mich aufnahm."

„Den Matrosen und mich nahm das Schiff ‚Albert' auf."

„Und mich rettete das Schiff ‚Batavia'."

„Ich setzte mit dem Matrosen die Reise gemeinschaftlich fort," nahm Fanny wieder das Wort, „Sie werden sich erinnern, daß wir auf dem Bahnhofe in Hamburg mit Ihnen zusammentrafen."

„Ich habe Sie auch dort nicht gesehen."

„Aber Sie sahen den Matrosen."

„Und ich freute mich dieses Wiedersehens, es ließ mich hoffen, daß noch viele Passagiere gerettet worden waren."

„Thomas Rost äußerte schon damals die Absicht, daß er Sie besuchen wolle, er ließ einige Aeußerungen fallen, die mich befremdeten."

Der Graf schlug vor dem forschenden Blick der schönen Dame die Augen nicht nieder, ein verächtliches Lächeln umzuckte seine Mundwinkel.

„Der Matrose war, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Geheimnißkrämer," sagte er, „der gute Mann witterte überall Geheimnisse,

die jedem Anderen lächerlich erscheinen mußten. Vielleicht haben Sie das auch gefunden?"

„Keineswegs," erwiederte Fanny.

„Er hat also nicht von Geheimnissen gesprochen?"

„Das wohl, aber ich fand darin nichts Unglaubliches. Er sagte mir, er habe mit Ihnen eine wichtige Angelegenheit zu ordnen, und er dürfe das nicht lange hinausschieben, da zu viele und zu große Interessen davon abhingen."

„Da haben Sie ja den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung," sagte der Graf in heiterem Tone, „die Angelegenheit, die er mit mir ordnen wollte, bezog sich auf eine kleine Gefälligkeit, die er mir während der Fahrt erzeigt hatte. Schon in Hamburg erinnerte er mich daran, und ich gestehe offen, daß diese Zudringlichkeit mich unangenehm berührte. Hat er Ihnen das auch berichtet?"

„Nein."

„Ich erinnerte mich daran, als er später mich um eine Audienz bitten ließ, und ich begriff die Unverschämtheit nicht, mit der er die Unterstützung, die ich ihm anbot, zurückwies. Hätte ich nicht Mitleid mit dem Schicksalsgefährten gehabt, so würde ich mich nicht weiter

um ihn gekümmert haben. Später wurde mir dann auch seine Absicht klar. Er wollte die Unterstützung nicht in Form eines Almosens haben, sie sollte als ein Darlehen betrachtet werden, sein Stolz sträubte sich gegen die Annahme eines Almosens. Vielleicht haben Sie von diesem Stolze auch Beweise erhalten?"

„Er hat die Belohnung, die meine Brüder ihm anboten, ebenfalls zurückgewiesen."

„Nun, dieser Beweis muß Ihnen genügen!"

„Ich weiß nicht, ich hege noch immer Zweifel —"

„Woran, mein Fräulein?"

„Es befremdet mich, daß er das Darlehen von Ihnen gefordert hat, da doch meine Brüder —"

„Aber wie kann das Sie befremden?" fiel der Graf ihr ungeduldig in die Rede. „Die Sache ist doch so klar wie das Sonnenlicht, wenn Sie den Stolz dieses Mannes berücksichtigen wollen! Hätte ich damals ahnen können, welche Unannehmlichkeiten mir diese Sache bereiten würde, so wäre der Matrose rücksichtslos von meiner Besitzung entfernt worden."

Fanny erhob sich von ihrem Sitze; der Ton, in welchem der Graf die letzten Worte gesprochen

hatte, ließ sie erkennen, daß eine Fortsetzung dieses Gesprächs peinlich werden mußte.

„Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten," sagte sie, vor den Damen sich leicht verneigend, „ich würde an dieser Sache nicht so warmen Antheil nehmen, wenn ich nicht dem Matrosen zu so großem Danke verpflichtet wäre."

„Um so mehr bedauere ich, daß Sie nicht Gelegenheit fanden, diesen Dank zu bethätigen," erwiederte der Graf.

„Wollen Sie uns nicht die Ehre schenken, noch ein Stündchen bei uns zu bleiben?" fragte Unica, die ebenfalls sich erhoben hatte.

„Sie könnten dann ja mit Fräulein Romberg zurückfahren," fügte Alma hinzu.

„Ich muß leider die freundliche Einladung ablehnen," sagte Fanny, ohne Flora eines Blickes zu würdigen, „der Wagen, der mich hieher gebracht hat, wartet unten."

„So hoffe ich, später noch einmal das Vergnügen zu haben," erwiederte Unica in ihrer herzgewinnenden Weise.

Flora athmete auf, als Fräulein Vogel sich entfernt hatte, aber jetzt streifte auch aus ihren Augen ein bitterböser Blick die Baronesse

v. Buchenau, deren letzte Bemerkung ihr nicht unverständlich geblieben war.

Sie fühlte jetzt, daß sie an der Baronesse eine Rivalin besaß, deren Zuneigung sie niemals gewinnen würde.

„Sie macht einen sehr angenehmen Eindruck," sagte Alma, „aber was war eigentlich der Grund ihres Kommens?"

„Auf diese Frage finde ich auch keine Antwort," erwiederte Unica.

„Vielleicht war es nur Neugierde," sagte Flora.

„Sie mögen Recht haben, gnädiges Fräulein," versetzte der Graf, „der Matrose hat sich wahrscheinlich der Gefälligkeit gerühmt, die er mir erzeigte, er hat vielleicht in seiner Wichtigthuerei geheimnißvolle Andeutungen gemacht, und Fräulein Vogel wünscht nun diese Geheimnisse, die in Wirklichkeit gar nicht bestehen, zu erforschen. Aber reden wir von etwas Anderem! Dieses unerquickliche Thema ist nun so oft erörtert worden, daß wir Alle seiner überdrüssig sein müssen."

Mit diesem Vorschlag waren die Damen einverstanden, und Alma brachte jetzt die Rede auf die Vergnügungen des kommenden Winters

Sie gab dadurch der Tochter des Bankiers Gelegenheit, zu glänzen und mit dem Reichthum ihres Vaters zu prunken.

Natürlich hatte sie eine Loge im Theater und die besten Sitze im Konzertsaale, ihr zu Ehren waren im vorigen Winter große Schlittenpartbieen arrangirt worden, und die Soireen, die ihr Vater im nächsten Winter zu geben gedachte, sollten an Pracht und Glanz Alles überbieten.

Flora fand dann auch Gelegenheit, auf den alten Adel ihrer Familie hinzuweisen, der ohne Zweifel ihrem Vater jetzt wieder ertheilt würde, und bei der Lebhaftigkeit, mit der sie das Alles berichtete, bemerkte sie weder die Ironie in dem Lächeln Alma's, noch die Ermüdung, die in den Zügen Unica's sich spiegelte.

Was lag ihr auch daran! Sie sah ja, daß der Graf ihr mit lebhaftem Interesse zuhörte, daß seine Blicke ihre Schönheit bewunderten, dieser Triumph genügte ihr.

Unica und Alma betheiligten sich bald an der Unterhaltung nicht mehr, der Graf und Flora führten dieselbe ausschließlich, und als der Abend anbrach, nahm Flora Abschied mit dem stolzen, erhebenden Gefühl, über ihre Rivalin

gesiegt und den Grafen für immer gefesselt zu haben.

„Dem Himmel sei Dank!“ sagte Alma, als sie mit ihrer Freundin sich allein befand. „Das ging ja wie ein Mühlrad, daß man kaum zu Athem kommen konnte! Und das theure Ich stand stets im Vordergrunde!“

„So war sie immer,“ erwiederte Unica, „es ist einmal ihre schwache Seite! Ich glaube, Du hast sie gekränkt, Alma.“

„Ihre Herzlosigkeit empörte mich.“

„Du urtheilst sehr scharf!“

„Ich stütze dieses Urtheil auf die Aeußerungen, die sie über Fräulein Vogel machte,“ sagte Alma, „hast Du in ihnen keine Herzlosigkeit gefunden?“

„Von tiefem Gemüth zeugten sie freilich nicht,“ erwiederte Unica, „aber wir wissen ja nicht, ob Flora nicht aus besonderen Gründen über die einstige Braut ihres Bruders erbittert ist. Ich glaube wenigstens in ihren Aeußerungen Erbitterung gefunden zu haben.“

„So war doch hier nicht der Ort, dieser Erbitterung Luft zu machen,“ schaltete Alma ein. „Nein, Unica, sage mir, was Du willst, nur vertheidige diese Dame nicht, ich habe sie heute genügend kennen gelernt.“

„Ich gebe zu, daß die Seite, von der Du sie kennen lerntest, sie gerade nicht in einem vortheilhaften Lichte zeigte, aber es kommt dabei doch auch viel darauf an, ob man ganz objektiv urtheilt. Und mir scheint, das ist bei Dir nicht der Fall, Alma, etwas Eifersucht —"

„Ich bitte Dich, komme nicht wieder auf das Thema zurück," fiel Alma ihr in die Rede. „Mir ist es wirklich ganz gleichgiltig, ob Fräulein Romberg das Ziel, nach welchem sie strebt, erreicht, ich gönne es ihr sogar von Herzen, aber ich würde Dich bedauern."

Unica wollte auf diese gereizte Bemerkung eine versöhnende Antwort geben, aber Daniel brachte ihr in diesem Augenblick einen Brief, und in dem letzteren entschuldigte Werner sich, daß er heute nicht kommen könne.

Diese Nachricht verstimmte Unica, und die Verstimmung machte sie einer Versöhnung nicht geneigt.

Alma war auch nicht geneigt, nachzugeben und ihr etwas schroffes Urtheil über Flora zu mildern, sie zürnte der Freundin, daß diese ihren Anschauungen nicht beipflichten wollte.

Und da Werner nicht kam, mit dem sie

sonst zurückgefahren wäre, mußte Alma nun auch früher aufbrechen.

Unica machte einen schwachen Versuch, sie zurückzuhalten, aber er scheiterte an der gereizten Stimmung der Baronesse, und so schieden die Freundinnen zum ersten Male in gegenseitiger Verstimmung, ohne im Augenblick des Scheidens das Bedürfniß einer Aussöhnung zu empfinden.

Der Wagen Alma's war kaum von dannen gerollt, als der alte Kammerdiener in das Boudoir der Gräfin trat.

Er hatte vor dem Portal des Schlosses ein altes, eben nicht sauberes Notizbuch gefunden, welches er der Gräfin bringen wollte, da er vermuthete, daß es Eigenthum ihres Bruders sei.

Unica schüttelte zweifelnd das Haupt, als sie einen Blick auf das unsaubere Buch warf.

„Der Herr Graf muß es verloren haben, als er in den Wagen stieg, um Fräulein Romberg zu begleiten," sagte Daniel, und als Unica nichts darauf erwiederte, entfernte er sich.

Dieses Buch Eigenthum des Grafen v. Hohenhausen? Es war kaum glaublich, man konnte eher annehmen, daß es das Notizbuch eines Handwerkers war.

Aber möglich war es immerhin, Kurt hatte

es vielleicht in Amerika benutzt und seine Erlebnisse darin aufgezeichnet.

Es gehörte einige Ueberwindung dazu, dieses Buch anzufassen, aber die Neugier überwog, Unica öffnete es und fand ihre Vermuthung bestätigt.

Auf den ersten Blättern fand sie Notizen über Reisen und Abenteuer, lange Berechnungen, die offenbar am Spieltisch gemacht worden waren, Forderungen an Personen, deren Namen sehr undeutlich geschrieben waren, und andere Aufzeichnungen, welche Unica wenig oder gar nicht interessirten.

Dann folgten Einzelheiten aus den Jugenderlebnissen Kurts; die Namen seines Vaters, seiner Mutter, seiner Großeltern, seiner Stiefmutter und Schwester und aller nächsten Nachbarn, und bei jeder dieser Personen war das Alter angeführt.

Die folgenden Seiten enthielten eine genaue Beschreibung dieser Personen, kurz aber markig waren ihre Charaktere, ihre Gewohnheiten und Schwächen gezeichnet.

Der Wildhüter Reimann mit seiner schönen Tochter, Daniel und die anderen Diener, die Kurt gekannt hatte, fehlten darunter nicht.

Sodann folgten eine Zeichnung und ein ausführlicher Plan des Schlosses Hohenhausen, eine genaue Beschreibung der Umgebung, eine Zeichnung der Wege, die vom Schlosse zur Stadt und zu den Besitzungen der nächsten Nachbarn führten. Sogar die schmalsten Fußpfade waren auf dieser Zeichnung nicht vergessen.

„Wozu das Alles?“ mußte Unica sich fragen, aber die Antwort war rasch gefunden. Kurt hatte mit diesen Zeichnungen und Beschreibungen die alten Erinnerungen wieder aufgefrischt, so oft er sie anschaute und las, zogen an seinem geistigen Auge diese Erinnerungen in farbenfrischen Bildern wieder vorüber.

Unica blätterte weiter. Die nun folgenden Blätter konnte man gewissermaßen ein Tagebuch der Vergangenheit nennen. Sie enthielten Erlebnisse aus der Kindheit, Namen alter Freunde, Mittheilungen über die Beziehungen zu Anna Reimann und den furchtbaren Auftritt im Kabinet des Vaters, der zum Bruch führte, über den Tod Anna's und die Auffindung der Leiche, und an dieser Stelle war sogar der See mit genauer Bezeichnung des Punktes, auf dem die Leiche gelegen hatte, gezeichnet.

Daß Kurt auch dieses erschütternde Ereigniß

in das Buch aufgenommen hatte, befremdete Unica. Diese Erinnerung mußte ja seine Seele martern, so oft sein Blick auf dieses Blatt fiel, und er hatte doch selbst gesagt, daß er nichts sehnlicher wünsche, als jenes Ereigniß vergessen zu können.

Es war seltsam, und doch konnte man auch dafür eine Erklärung finden, wenn man sie suchen wollte.

Jedenfalls war es seltsamer, daß Kurt auf den letzten Seiten seine eigene Person, seinen Charakter, seine Schwächen, seine äußere Erscheinung, ja sogar seinen Gang und seine Haltung mit peinlicher Genauigkeit beschrieben hatte.

In der That eine wunderliche Marotte! Vielleicht gedachte er in den Tagen seines Alters mit Hilfe dieser Notizen sich ein Bild seines eigenen Ichs zu schaffen, wie es im kräftigen Mannesalter gewesen war.

Aber ein solches Bild konnte eine gute Photographie doch besser veranschaulichen! Und richtig, da war ja die Photographie, als Unica das Blatt umwandte!

Aehnlich allerdings, aber vorzüglich konnte man das Bild nicht nennen. Der schwarze

Vollbart, die gebogene Nase und die hohe Stirne waren auch auf dem Bilde — —

„Ach, da finde ich ja das Verlorene!“ sagte der Graf, der hinter seiner Schwester stand, und seine zitternde Stimme verrieth die mühsam bezwungene Erregung.

Unica fuhr aus ihrem Sinnen empor, sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, so sehr war sie in den Anblick des Bildes vertieft gewesen. Und als sie nun lächelnd zu ihm aufblickte, erschrak sie über die Todesbläße seines Gesichts.

„Was hast Du Kurt?“ fragte sie besorgt. „Fühlst Du Dich nicht wohl? Oder hat der Verlust dieser Blätter Dich so sehr erregt?“

Der Graf strich mit der Hand über die Stirne und athmete tief auf, wie Jemand, der eine drückende Last abschütteln will.

„Sehe ich so erregt aus?“ erwiederte er.

„So sehr, daß es mich beunruhigt.“

„Ich habe mich geärgert, Unica.“

„Ueber Fräulein Romberg?“

„O nein, über Alma v. Buchenau! Sie war boshaft gegen Fräulein Romberg.“

„Boshaft?“ sagte Unica. „Das ist ein scharfes Wort, ich glaube nicht, daß es in der

Absicht Alma's lag, boshaft zu sein. Flora Romberg ist auch nicht ganz ohne Schuld, Du wirst zugeben müssen, daß sie in ihren Aeußerungen über Fräulein Vogel wenig Herz und Gemüth verrieth, und daß sie später durch ihre Prahlereien den Spott herausforderte."

„Ich kann das nicht finden," erwiederte der Graf. „Fräulein Romberg hat sich über Baronesse von Buchenau beschwert, und ich konnte ihr nicht Unrecht geben. Wenn Alma keinen Gefallen an der jungen Dame fand, so durfte sie doch nicht vergessen, daß ich Fräulein Romberg eingeladen hatte. Die Bemerkung, Fräulein Vogel könne mit Fräulein Romberg zurückfahren, war, gelinde gesagt, taktlos."

Unica blickte lächelnd den Bruder an.

„Ich will das zugeben," sagte sie, „aber ich finde eine Entschuldigung dafür in der Eifersucht Alma's."

„In der Eifersucht?" fragte der Graf betroffen.

„Ganz gewiß, Kurt. Alma macht der Tochter unseres Bankiers den Vorwurf, daß sie danach strebe, Gräfin v. Hohenhausen zu werden, und ich fange an zu glauben, daß dieser Vorwurf berechtigt ist."

Schlafgemach Unica's verband, bewegte sich leicht, die beiden Geschwister bemerkten es nicht.

„Wenn ich ihn auf einem faulen Pferde ertappe, werde ich auf die lange Dienstzeit keine Rücksicht nehmen," erwiederte der Graf, „Treue und Anhänglichkeit verlange ich von jedem Diener, dafür zahle ich ihm seinen Lohn."

„Wie herb Du bist! Du hast doch bei Deiner Heimkehr den alten Diener so freundlich empfangen!"

„In jenem Augenblick vergaß ich die Vergangenheit, erst später erinnerte ich mich wieder an die niedrige Rolle, die Daniel derzeit gespielt hat. Er ist der Alte geblieben, er wäre auch heute wieder bereit, zwischen Vater und Sohn zu treten. Mag er sich hüten, ich habe jene Zeit nicht vergessen."

Unica blickte befremdet den Bruder an, was war nur die eigentliche Ursache dieser Erregung? Hatten ihn die allerdings beißenden Bemerkungen Alma's wirklich so sehr geärgert?

Sie mußte dies annehmen, eine andere Ursache fand sie nicht, aber sie dachte doch noch lange darüber nach, nachdem Kurt sie verlassen hatte.

---

4. Capitel.

Ein unerwarteter Fund.

Von der Verstimmung der beiden Freundinnen erhielt Werner v. Buchenau schon am nächsten Tage Kenntniß.

Unica berichtete ihm die Ursache derselben ausführlich, sie wünschte, daß er vermittelte; der Gedanke, daß Alma ihr zürnen könne, war ihr drückend.

Werner mußte seiner Schwester Unrecht geben, auch er fand das Benehmen Alma's gegenüber der Tochter des Bankiers taktlos, er begriff nicht, daß sie sich so sehr hatte vergessen können, da sie doch sonst so liebenswürdig sein konnte.

Die Vermuthung Unica's, daß Eifersucht die Triebfeder gewesen sei, überraschte ihn.

War diese Vermuthung richtig, dann hatte

er sich in seinen eigenen Vermuthungen sehr getäuscht, und offenherzig, wie er in allen Stücken war, wollte er dies seiner Schwester geradezu sagen und sich Gewißheit verschaffen.

War es wahr, was Unica behauptete, dann wollte er den Hauptmann v. Gronau darauf vorbereiten, er glaubte dies dem Freunde schuldig zu sein.

Da er erst spät am Abend heimkehrte, so verschob er die Unterredung bis zum nächsten Morgen, und es war ihm lieb, daß Alma ihm mit der Frage, ob Unica ihr noch zürne, auf halbem Wege entgegen kam.

Gegen seine Vorwürfe wußte sie nichts weiter einzuwenden, als daß Fräulein Romberg sie durch ihre herzlosen Aeußerungen über eine andere Dame und ihre Prahlereien gereizt habe, sie erkannte die Berechtigung dieser Vorwürfe an, aber als er ihr nun auch vorwarf, daß ihre Eifersucht sie zu dieser Taktlosigkeit verleitet habe, blickte sie ihn eine Weile starr an, und dunkle Schatten umwölkten ihr hübsches Gesicht.

„Daß Unica diese Vermuthung aussprechen konnte, begreife ich,“ sagte sie, „ihr sehnlichster Wunsch ist es ja, daß ihr Bruder um meine

hatte, ließ sie erkennen, daß eine Fortsetzung dieses Gesprächs peinlich werden mußte.

„Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten," sagte sie, vor den Damen sich leicht verneigend, „ich würde an dieser Sache nicht so warmen Antheil nehmen, wenn ich nicht dem Matrosen zu so großem Danke verpflichtet wäre."

„Um so mehr bedauere ich, daß Sie nicht Gelegenheit fanden, diesen Dank zu bethätigen," erwiederte der Graf.

„Wollen Sie uns nicht die Ehre schenken, noch ein Stündchen bei uns zu bleiben?" fragte Unica, die ebenfalls sich erhoben hatte.

„Sie könnten dann ja mit Fräulein Romberg zurückfahren," fügte Alma hinzu.

„Ich muß leider die freundliche Einladung ablehnen," sagte Fanny, ohne Flora eines Blickes zu würdigen, „der Wagen, der mich hieher gebracht hat, wartet unten."

„So hoffe ich, später noch einmal das Vergnügen zu haben," erwiederte Unica in ihrer herzgewinnenden Weise.

Flora athmete auf, als Fräulein Vogel sich entfernt hatte, aber jetzt streifte auch aus ihren Augen ein bitterböser Blick die Baronesse

v. Buchenau, deren letzte Bemerkung ihr nicht unverständlich geblieben war.

Sie fühlte jetzt, daß sie an der Baronesse eine Rivalin besaß, deren Zuneigung sie niemals gewinnen würde.

„Sie macht einen sehr angenehmen Eindruck," sagte Alma, „aber was war eigentlich der Grund ihres Kommens?"

„Auf diese Frage finde ich auch keine Antwort," erwiederte Unica.

„Vielleicht war es nur Neugierde," sagte Flora.

„Sie mögen Recht haben, gnädiges Fräulein," versetzte der Graf, „der Matrose hat sich wahrscheinlich der Gefälligkeit gerühmt, die er mir erzeigte, er hat vielleicht in seiner Wichtigthuerei geheimnißvolle Andeutungen gemacht, und Fräulein Vogel wünscht nun diese Geheimnisse, die in Wirklichkeit gar nicht bestehen, zu erforschen. Aber reden wir von etwas Anderem! Dieses unerquickliche Thema ist nun so oft erörtert worden, daß wir Alle seiner überdrüssig sein müssen."

Mit diesem Vorschlag waren die Damen einverstanden, und Alma brachte jetzt die Rede auf die Vergnügungen des kommenden Winters

Sie gab dadurch der Tochter des Bankiers Gelegenheit, zu glänzen und mit dem Reichthum ihres Vaters zu prunken.

Natürlich hatte sie eine Loge im Theater und die besten Sitze im Konzertsaale, ihr zu Ehren waren im vorigen Winter große Schlittenparthieen arrangirt worden, und die Soireen, die ihr Vater im nächsten Winter zu geben gedachte, sollten an Pracht und Glanz Alles überbieten.

Flora fand dann auch Gelegenheit, auf den alten Adel ihrer Familie hinzuweisen, der ohne Zweifel ihrem Vater jetzt wieder ertheilt würde, und bei der Lebhaftigkeit, mit der sie das Alles berichtete, bemerkte sie weder die Ironie in dem Lächeln Alma's, noch die Ermüdung, die in den Zügen Unica's sich spiegelte.

Was lag ihr auch daran! Sie sah ja, daß der Graf ihr mit lebhaftem Interesse zuhörte, daß seine Blicke ihre Schönheit bewunderten, dieser Triumph genügte ihr.

Unica und Alma betheiligten sich bald an der Unterhaltung nicht mehr, der Graf und Flora führten dieselbe ausschließlich, und als der Abend anbrach, nahm Flora Abschied mit dem stolzen, erhebenden Gefühl, über ihre Rivalin

gesiegt und den Grafen für immer gefesselt zu haben.

„Dem Himmel sei Dank!“ sagte Alma, als sie mit ihrer Freundin sich allein befand. „Das ging ja wie ein Mühlrad, daß man kaum zu Athem kommen konnte! Und das theure Ich stand stets im Vordergrunde!“

„So war sie immer,“ erwiederte Unica, „es ist einmal ihre schwache Seite! Ich glaube, Du hast sie gekränkt, Alma.“

„Ihre Herzlosigkeit empörte mich.“

„Du urtheilst sehr scharf!“

„Ich stütze dieses Urtheil auf die Aeußerungen, die sie über Fräulein Vogel machte,“ sagte Alma, „hast Du in ihnen keine Herzlosigkeit gefunden?“

„Von tiefem Gemüth zeugten sie freilich nicht,“ erwiederte Unica, „aber wir wissen ja nicht, ob Flora nicht aus besonderen Gründen über die einstige Braut ihres Bruders erbittert ist. Ich glaube wenigstens in ihren Aeußerungen Erbitterung gefunden zu haben.“

„So war doch hier nicht der Ort, dieser Erbitterung Luft zu machen,“ schaltete Alma ein. „Nein, Unica, sage mir, was Du willst, nur vertheidige diese Dame nicht, ich habe sie heute genügend kennen gelernt.“

„Ich gebe zu, daß die Seite, von der Du sie kennen lerntest, sie gerade nicht in einem vortheilhaften Lichte zeigte, aber es kommt dabei doch auch viel darauf an, ob man ganz objektiv urtheilt. Und mir scheint, das ist bei Dir nicht der Fall, Alma, etwas Eifersucht —"

„Ich bitte Dich, komme nicht wieder auf das Thema zurück," fiel Alma ihr in die Rede. „Mir ist es wirklich ganz gleichgiltig, ob Fräulein Romberg das Ziel, nach welchem sie strebt, erreicht, ich gönne es ihr sogar von Herzen, aber ich würde Dich bedauern."

Unica wollte auf diese gereizte Bemerkung eine versöhnende Antwort geben, aber Daniel brachte ihr in diesem Augenblick einen Brief, und in dem letzteren entschuldigte Werner sich, daß er heute nicht kommen könne.

Diese Nachricht verstimmte Unica, und die Verstimmung machte sie einer Versöhnung nicht geneigt.

Alma war auch nicht geneigt, nachzugeben und ihr etwas schroffes Urtheil über Flora zu mildern, sie zürnte der Freundin, daß diese ihren Anschauungen nicht beipflichten wollte.

Und da Werner nicht kam, mit dem sie

sonst zurückgefahren wäre, mußte Alma nun auch früher aufbrechen.

Unica machte einen schwachen Versuch, sie zurückzuhalten, aber er scheiterte an der gereizten Stimmung der Baronesse, und so schieden die Freundinnen zum ersten Male in gegenseitiger Verstimmung, ohne im Augenblick des Scheidens das Bedürfniß einer Aussöhnung zu empfinden.

Der Wagen Alma's war kaum von dannen gerollt, als der alte Kammerdiener in das Boudoir der Gräfin trat.

Er hatte vor dem Portal des Schlosses ein altes, eben nicht sauberes Notizbuch gefunden, welches er der Gräfin bringen wollte, da er vermuthete, daß es Eigenthum ihres Bruders sei.

Unica schüttelte zweifelnd das Haupt, als sie einen Blick auf das unsaubere Buch warf.

„Der Herr Graf muß es verloren haben, als er in den Wagen stieg, um Fräulein Romberg zu begleiten," sagte Daniel, und als Unica nichts darauf erwiederte, entfernte er sich.

Dieses Buch Eigenthum des Grafen v. Hohenhausen? Es war kaum glaublich, man konnte eher annehmen, daß es das Notizbuch eines Handwerkers war.

Aber möglich war es immerhin, Kurt hatte

es vielleicht in Amerika benutzt und seine Erlebnisse darin aufgezeichnet.

Es gehörte einige Ueberwindung dazu, dieses Buch anzufassen, aber die Neugier überwog, Unica öffnete es und fand ihre Vermuthung bestätigt.

Auf den ersten Blättern fand sie Notizen über Reisen und Abenteuer, lange Berechnungen, die offenbar am Spieltisch gemacht worden waren, Forderungen an Personen, deren Namen sehr undeutlich geschrieben waren, und andere Aufzeichnungen, welche Unica wenig oder gar nicht interessirten.

Dann folgten Einzelheiten aus den Jugenderlebnissen Kurts; die Namen seines Vaters, seiner Mutter, seiner Großeltern, seiner Stiefmutter und Schwester und aller nächsten Nachbarn, und bei jeder dieser Personen war das Alter angeführt.

Die folgenden Seiten enthielten eine genaue Beschreibung dieser Personen, kurz aber markig waren ihre Charaktere, ihre Gewohnheiten und Schwächen gezeichnet.

Der Wildhüter Reimann mit seiner schönen Tochter, Daniel und die anderen Diener, die Kurt gekannt hatte, fehlten darunter nicht.

Sodann folgten eine Zeichnung und ein ausführlicher Plan des Schlosses Hohenhausen, eine genaue Beschreibung der Umgebung, eine Zeichnung der Wege, die vom Schlosse zur Stadt und zu den Besitzungen der nächsten Nachbarn führten. Sogar die schmalsten Fußpfade waren auf dieser Zeichnung nicht vergessen.

„Wozu das Alles?“ mußte Unica sich fragen, aber die Antwort war rasch gefunden. Kurt hatte mit diesen Zeichnungen und Beschreibungen die alten Erinnerungen wieder aufgefrischt, so oft er sie anschaute und las, zogen an seinem geistigen Auge diese Erinnerungen in farbenfrischen Bildern wieder vorüber.

Unica blätterte weiter. Die nun folgenden Blätter konnte man gewissermaßen ein Tagebuch der Vergangenheit nennen. Sie enthielten Erlebnisse aus der Kindheit, Namen alter Freunde, Mittheilungen über die Beziehungen zu Anna Reimann und den furchtbaren Auftritt im Kabinet des Vaters, der zum Bruch führte, über den Tod Anna's und die Auffindung der Leiche, und an dieser Stelle war sogar der See mit genauer Bezeichnung des Punktes, auf dem die Leiche gelegen hatte, gezeichnet.

Daß Kurt auch dieses erschütternde Ereigniß

in das Buch aufgenommen hatte, befremdete Unica. Diese Erinnerung mußte ja seine Seele martern, so oft sein Blick auf dieses Blatt fiel, und er hatte doch selbst gesagt, daß er nichts sehnlicher wünsche, als jenes Ereigniß vergessen zu können.

Es war seltsam, und doch konnte man auch dafür eine Erklärung finden, wenn man sie suchen wollte.

Jedenfalls war es seltsamer, daß Kurt auf den letzten Seiten seine eigene Person, seinen Charakter, seine Schwächen, seine äußere Erscheinung, ja sogar seinen Gang und seine Haltung mit peinlicher Genauigkeit beschrieben hatte.

In der That eine wunderliche Marotte! Vielleicht gedachte er in den Tagen seines Alters mit Hilfe dieser Notizen sich ein Bild seines eigenen Ichs zu schaffen, wie es im kräftigen Mannesalter gewesen war.

Aber ein solches Bild konnte eine gute Photographie doch besser veranschaulichen! Und richtig, da war ja die Photographie, als Unica das Blatt umwandte!

Aehnlich allerdings, aber vorzüglich konnte man das Bild nicht nennen. Der schwarze

Vollbart, die gebogene Nase und die hohe Stirne waren auch auf dem Bilde — —

„Ach, da finde ich ja das Verlorene!“ sagte der Graf, der hinter seiner Schwester stand, und seine zitternde Stimme verrieth die mühsam bezwungene Erregung.

Unica fuhr aus ihrem Sinnen empor, sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, so sehr war sie in den Anblick des Bildes vertieft gewesen. Und als sie nun lächelnd zu ihm aufblickte, erschrak sie über die Todesbläße seines Gesichts.

„Was hast Du Kurt?“ fragte sie besorgt. „Fühlst Du Dich nicht wohl? Oder hat der Verlust dieser Blätter Dich so sehr erregt?“

Der Graf strich mit der Hand über die Stirne und athmete tief auf, wie Jemand, der eine drückende Last abschütteln will.

„Sehe ich so erregt aus?“ erwiederte er.

„So sehr, daß es mich beunruhigt.“

„Ich habe mich geärgert, Unica.“

„Ueber Fräulein Romberg?“

„O nein, über Alma v. Buchenau! Sie war boshaft gegen Fräulein Romberg.“

„Boshaft?“ sagte Unica. „Das ist ein scharfes Wort, ich glaube nicht, daß es in der

Absicht Alma's lag, boshaft zu sein. Flora Romberg ist auch nicht ganz ohne Schuld, Du wirst zugeben müssen, daß sie in ihren Aeußerungen über Fräulein Vogel wenig Herz und Gemüth verrieth, und daß sie später durch ihre Prahlereien den Spott herausforderte."

„Ich kann das nicht finden," erwiederte der Graf. „Fräulein Romberg hat sich über Baronesse von Buchenau beschwert, und ich konnte ihr nicht Unrecht geben. Wenn Alma keinen Gefallen an der jungen Dame fand, so durfte sie doch nicht vergessen, daß ich Fräulein Romberg eingeladen hatte. Die Bemerkung, Fräulein Vogel könne mit Fräulein Romberg zurückfahren, war, gelinde gesagt, taktlos."

Unica blickte lächelnd den Bruder an.

„Ich will das zugeben," sagte sie, „aber ich finde eine Entschuldigung dafür in der Eifersucht Alma's."

„In der Eifersucht?" fragte der Graf betroffen.

„Ganz gewiß, Kurt. Alma macht der Tochter unseres Bankiers den Vorwurf, daß sie danach strebe, Gräfin v. Hohenhausen zu werden, und ich fange an zu glauben, daß dieser Vorwurf berechtigt ist."

Schlafgemach Unica's verband, bewegte sich leicht, die beiden Geschwister bemerkten es nicht.

„Wenn ich ihn auf einem faulen Pferde ertappe, werde ich auf die lange Dienstzeit keine Rücksicht nehmen," erwiederte der Graf, „Treue und Anhänglichkeit verlange ich von jedem Diener, dafür zahle ich ihm seinen Lohn."

„Wie herb Du bist! Du hast doch bei Deiner Heimkehr den alten Diener so freundlich empfangen!"

„In jenem Augenblick vergaß ich die Vergangenheit, erst später erinnerte ich mich wieder an die niedrige Rolle, die Daniel derzeit gespielt hat. Er ist der Alte geblieben, er wäre auch heute wieder bereit, zwischen Vater und Sohn zu treten. Mag er sich hüten, ich habe jene Zeit nicht vergessen."

Unica blickte befremdet den Bruder an, was war nur die eigentliche Ursache dieser Erregung? Hatten ihn die allerdings beißenden Bemerkungen Alma's wirklich so sehr geärgert?

Sie mußte dies annehmen, eine andere Ursache fand sie nicht, aber sie dachte doch noch lange darüber nach, nachdem Kurt sie verlassen hatte.

---

4. Capitel.

Ein unerwarteter Fund.

Von der Verstimmung der beiden Freundinnen erhielt Werner v. Buchenau schon am nächsten Tage Kenntniß.

Unica berichtete ihm die Ursache derselben ausführlich, sie wünschte, daß er vermittelte; der Gedanke, daß Alma ihr zürnen könne, war ihr drückend.

Werner mußte seiner Schwester Unrecht geben, auch er fand das Benehmen Alma's gegenüber der Tochter des Bankiers taktlos, er begriff nicht, daß sie sich so sehr hatte vergessen können, da sie doch sonst so liebenswürdig sein konnte.

Die Vermuthung Unica's, daß Eifersucht die Triebfeder gewesen sei, überraschte ihn.

War diese Vermuthung richtig, dann hatte

er sich in seinen eigenen Vermuthungen sehr getäuscht, und offenherzig, wie er in allen Stücken war, wollte er dies seiner Schwester geradezu sagen und sich Gewißheit verschaffen.

War es wahr, was Unica behauptete, dann wollte er den Hauptmann v. Gronau darauf vorbereiten, er glaubte dies dem Freunde schuldig zu sein.

Da er erst spät am Abend heimkehrte, so verschob er die Unterredung bis zum nächsten Morgen, und es war ihm lieb, daß Alma ihm mit der Frage, ob Unica ihr noch zürne, auf halbem Wege entgegen kam.

Gegen seine Vorwürfe wußte sie nichts weiter einzuwenden, als daß Fräulein Romberg sie durch ihre herzlosen Aeußerungen über eine andere Dame und ihre Prahlereien gereizt habe, sie erkannte die Berechtigung dieser Vorwürfe an, aber als er ihr nun auch vorwarf, daß ihre Eifersucht sie zu dieser Taktlosigkeit verleitet habe, blickte sie ihn eine Weile starr an, und dunkle Schatten umwölkten ihr hübsches Gesicht.

„Daß Unica diese Vermuthung aussprechen konnte, begreife ich,“ sagte sie, „ihr sehnlichster Wunsch ist es ja, daß ihr Bruder um meine

Hand wirbt, aber daß Du dieser Vermuthung sofort Glauben schenkst, das befremdet mich."

„Und ist das Wahrheit, was Du mir jetzt sagst?" fragte Werner.

„Weshalb sollte ich Dich täuschen? Graf Hohenhausen ist gewiß, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine glänzende Parthie, aber daß ich mich zu ihm hingezogen fühle, kann ich nicht behaupten. Und zwischen Zuneigung und Liebe liegt doch auch noch immer eine tiefe Kluft."

„Ueber die sehr viele Brücken führen!"

„Das gebe ich gerne zu. Aber wo selbst die Zuneigung fehlt, da kann von Liebe doch wahrlich noch keine Rede sein."

„Du liebst Gronau?" fragte Werner.

Alma wandte das Antlitz ab, aber dem scharfen, forschenden Blick des Bruders entging ihr Erröthen und ihre Verlegenheit doch nicht.

„Ich kenne Vetter Konrad erst seit einem Jahre," sagte sie.

„Du willst mir ausweichen."

„Und Du verlangst Antwort auf eine Frage —"

„Die Du dem Bruder wohl beantworten

kannst," sagte Werner in einem so herzlichen Tone, daß Alma nicht umhin konnte, ihm einen dankbaren Blick zuzuwerfen. „Was mich persönlich betrifft, Alma, so erkläre ich Dir aufrichtig, daß ich für den Grafen ebenfalls keine Sympathie hege, es liegt in seinem Denken und Handeln, in seinem ganzen Wesen Manches, was mir nicht zusagt, aber ich würde kein Wort dagegen reden, wenn er Dich zum Altar führen wollte. Auf der anderen Seite ist Konrad mein bester Freund, und ich bedaure nur, daß ihm nicht die Mittel zu Gebote stehen, deren er zur Gründung eines eigenen Herdes bedarf. Habe ich nun deutlich genug gesprochen?"

„Ja, Werner, und ich danke Dir dafür," erwiederte Alma bewegt, indem sie dem Bruder beide Hände reichte und ihn treuherzig anblickte. „Wenn Konrad diese Mittel besäße, würde er gewiß längst sich erklärt haben, nun aber wagt er es nicht. Papa würde ja unter den obwaltenden Verhältnissen seine Einwilligung nicht geben."

„Das ist eben das Unangenehme, daß die Verhältnisse sich so ganz unerwartet geändert haben," sagte Werner kopfschüttelnd. „Hätte Konrad vor der Rückkehr des Grafen den Muth

gehabt, um Deine Hand zu werben, wer weiß, ob Papa nicht seine Zustimmung gegeben haben würde. Es ist wahr, Konrad besitzt außer seinem Degen und seiner Ehre nichts, Papa hat ihn auf seine Kosten erziehen lassen, und wir kennen ihn persönlich erst seit einem Jahre, seitdem er hieher versetzt ist, aber ich glaube, wir Alle müssen ihm das Zeugniß geben, daß er ein Mann von Ehre und Charakter und der Liebe eines edlen Frauenherzens würdig ist."

„Das wird auch Papa nicht leugnen können!"

„Papa macht ihm den Vorwurf, sein Vater sei ein Verschwender gewesen. Ob und wie weit dieser Vorwurf berechtigt ist, weiß ich nicht, aber wäre er es auch, so kann er doch nicht auf den Sohn zurückfallen!"

„An diesen Vorwurf hat Papa wohl auch erst gedacht, seitdem Graf Hohenhausen zurückgekehrt ist," sagte Alma in gereiztem Tone.

„Ich glaube das auch, wenigstens hat er früher ihn nie geäußert. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß die Möglichkeit, auf Deine Hoffnungen verzichten zu müssen, Dir näher liegt als alles Andere. Es war der Wunsch des verstorbenen Grafen, daß sein Sohn um Deine

Hand werben möge, und ich glaube, daß der Wunsch Papa's damit übereinstimmt. Wenn nun Graf Hohenhausen diesen letzten Wunsch seines Vaters erfüllt, was wirst Du thun?"

Ein schwerer Seufzer entrang sich den Lippen Alma's, flehend heftete ihr Blick sich auf den Bruder, als ob er bei ihm Hilfe suchen wolle.

„Was soll ich thun?" antwortete sie. „Kann und darf ich mich dem Willen des Vaters widersetzen? War es nicht stets in unserer Familie Sitte, daß die Eltern für ihre Kinder die Wahl trafen? Soll ich den Fluch des Vaters auf mich laden und mit ihm beladen das elterliche Haus verlassen?"

„Das wäre ein furchtbares Loos!"

„Vielleicht doch nicht, wenn ich es verlassen könnte an der Hand eines liebenden und geliebten Mannes. Aber darf ich auf den Beistand Konrad's so fest vertrauen? Weiß ich denn, ob er mich liebt? Und wenn ich es wüßte, dürfte ich, die Fluchbeladene, ihn an mich fesseln, daß wir Beide elend würden? Ich fühle nicht die Kraft und den Muth in mir, ein solches Elend zu tragen."

„Du würdest also dem Willen des Vaters Dich unterwerfen und dem Grafen v. Hohen-

hausen Deine Hand reichen?“ fragte Werner mit bewegter Stimme.

„Sage selbst, ob mir etwas Anderes übrig bliebe! Es ist wahr, ich liebe den Grafen nicht, aber ich achte ihn, und eine auf gegenseitige Achtung gegründete Ehe kann ja auch eine glückliche Ehe sein.“

„Gewiß, wenn ihr auch das süße Glück fehlt, welches nur in der Liebe zu finden ist.“

„Konrad könnte mir keinen Vorwurf machen, er muß den Verhältnissen Rechnung tragen, wie ich es auch muß, und seine eigene Ehre wird ihm alsdann sagen, daß auch ihm nichts übrig bleibt, als seine früheren Wünsche und Hoffnungen zu Grabe zu tragen.“

Werner nickte zustimmend.

„Es wäre hart für Euch Beide,“ sagte er, „aber ich sehe da auch keinen anderen Weg. Konrad hätte sich früher erklären müssen, jetzt kann er es nicht mehr. Aber, meine sonst so kluge Schwester, wenn Du das Alles, wie ich vermuthe, schon wußtest, gewissermaßen Dich mit allen Möglichkeiten vertraut gemacht hattest, war es da nicht unklug, mit beißenden Bemerkungen einen Feldzug gegen Fräulein Romberg zu eröffnen? Muß es Dir, wie die Dinge jetzt

liegen, nicht angenehm sein, wenn die Tochter des Bankiers den Grafen fesselt und nach der Krone Derer von Hohenhausen strebt?“

Die blitzenden Augen Alma's schienen in die innersten Tiefen der Seele Werner's eindringen zu wollen.

„Dieses Ziel wird sie nie erreichen,“ erwiederte sie. „Ihre äußere Schönheit blendet den Grafen, aber dieser bestrickende Zauber wird nicht lange währen, und ein solches Kokettiren ist mir zuwider. Wenn es bestimmt ist, daß der Graf mein Gatte werden soll, dann will ich mir auch die Achtung vor ihm bewahren, ich würde sie verlieren, wenn er sich so sehr vergessen könnte —“

„Alma, Du urtheilst zu scharf,“ warnte Werner, „denselben Vorwurf, den Unica Dir gemacht hat, muß ich Dir auch machen. Fräulein Romberg könnte immerhin den Grafen dauernd fesseln, sie ist eine imponirende Schönheit, liebenswürdig und sehr reich, und wenn dies geschähe, so läge das doch in Deinem Interesse.“

„Es wird nicht geschehen!“

„In die Zukunft kann Niemand blicken, Alma! Soll ich mit Konrad reden?“

„Willst Du mich kompromittiren?“

„Schon wieder so scharf! Und wenn er nun fragt, was soll ich ihm antworten?“

„Die Wahrheit!“

„Das heißt?“

„Sage ihm, daß seine Werbung um meine Hand nur Unfrieden in dieses Haus bringen würde, da ja auf die Zustimmung Papa's unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht zu hoffen sei. Sage ihm, uns bleibe nichts übrig, als auf eine günstige Aenderung dieser Verhältnisse zu hoffen und zu warten, und wenn sie nicht eintrete, nun, dann müßten wir entsagen und unsere Hoffnungen zu Grabe tragen. Aber sage ihm nicht, daß dies meine Worte seien.“

„Ich verstehe,“ erwiederte Werner, „ich werde ihm das Alles überhaupt nur dann sagen, wenn er es zu wissen wünscht. Wirst Du heute Unica besuchen?“

„Ja, ich hege auch das Verlangen, mich mit ihr auszusöhnen; wir hätten das thun sollen, ehe wir aus einander gingen.“

„So werde ich Befehl geben, den Wagen bereit zu halten. Wann willst Du fahren?“

„Ich werde sie zum Diner abholen.“

„Vortrefflich, ich bin Dir sehr dankbar.

Papa wird vor Abend nicht zurückkehren, er sprach gestern davon, er wolle den Graf Hohenhausen heute zu einer Jagdparthie einladen."

„Da wird's wieder Anekdoten aus der Jagdtasche regnen!" scherzte Alma. „Ist Konrad auch eingeladen?"

„Ich weiß es nicht. Wenn Graf Hohenhausen mitgeht, wird Konrad wahrscheinlich zurückbleiben, er hat eine unbesiegbare Abneigung gegen den Grafen, jedenfalls ahnt er in ihm den Nebenbuhler."

„Liegt diese Ahnung ihm nicht nahe?"

„Dagegen läßt sich nichts einwenden, aber Gronau geht noch weiter, er ahnt in ihm noch etwas Anderes. Was, weiß ich selbst nicht, ich glaube fast, Hackert hat ihm einen Floh in's Ohr gesetzt."

„Hackert? Haßt er den Grafen?"

„Glühend."

„Aus welchem Grunde?"

„Hackert liebte die Tochter des Wildhüters, die ein Opfer der Liebe zu dem Grafen Hohenhausen wurde."

„Dann allerdings begreife ich diesen Haß," sagte Alma gedankenvoll. „Aber Hackert sollte berücksichtigen, daß dieser Haß die That-

sache nicht ändern und ihn selbst vernichten kann."

„Das habe ich ihm bereits zu bedenken gegeben," erwiederte Werner, „ich hoffe, er wird meinen Warnungen Gehör schenken. Also, ich lasse anspannen?"

„In einer halben Stunde, wenn Du die Güte haben willst."

Werner verließ das Zimmer, um den Wunsch seiner Schwester zu erfüllen, und als er vor das Haus hinaus trat, sah er den Hauptmann v. Gronau im Jagdanzuge auf dasselbe zukommen.

Er blieb stehen, um den Vetter zu erwarten, dessen Miene verrieth, daß er sich in übler Laune befand.

„Du kommst zu spät!" rief er ihm entgegen, „Papa ist längst fort, er kann jetzt schon ein halbes Dutzend Hasen geschossen haben."

„Ich gönne sie ihm," erwiederte Gronau, dem Baron die Hand reichend. „Uebrigens habe ich ihn schon vor zwei Stunden gesehen."

„Und hast ihn nicht begleitet?"

„Meine Absicht war's, Du siehst ja, ich habe meine Büchse bei mir. Aber wenn Graf Hohenhausen ihn begleitet, was soll ich dann dabei?"

Werner schüttelte den Kopf, als ob er sagen wolle, er begreife das nicht.

„Du hegst einen merkwürdigen Haß gegen den Grafen," sagte er.

„Haß?" entgegnete der Hauptmann. „Zum Haß fehlt mir einstweilen noch die Veranlassung. Aber ich leugne nicht, daß ich eine ganz entschiedene Abneigung gegen ihn hege, eine Abneigung, die ich nicht überwinden kann. Der ganze Mann kommt mir wie eine einzige Lüge vor; — das mag in Deinen Augen ein schlechter Vergleich sein, aber ich finde keinen besseren."

„Und worauf willst Du diesen Vergleich stützen?"

„Worauf? Auf meinen Scharfblick, auf meine Erfahrungen, Werner. Ich habe niemals viel auf den ersten Eindruck gegeben; wenn ich einen Menschen beurtheilen wollte, so habe ich ihn zuvor studirt, oder, wie Schiller sagt, seinen Kern untersucht."

„Und dieses Studium kannst Du hier noch nicht gemacht haben, Du kennst ja den Grafen kaum."

„Ich kenne ihn genügend, um mich abgestoßen zu fühlen, mich verlangt gar nicht danach, ihn zu studiren."

Werner legte seine Hand auf die Schulter des Hauptmanns und sah ihn lächelnd an.

„Sei ehrlich, Konrad,“ sagte er, „der Grund der Abneigung liegt tiefer. Ich würde das nicht so schroff hervortreten lassen, man muß dem Schicksal, was es auch bringen mag, kühn die Stirne bieten.“

„Und den Kampf mit ihm aufnehmen, selbst wenn man weiß, daß man in diesem Kampfe untergeht, nicht wahr?“

„Nein, das wäre Thorheit! Wenn man nicht die Möglichkeit des Sieges vor Augen hat, dann soll man sich der Macht des Schicksals beugen, der Kampf mit ihm wäre Selbstmord.“

„Ich kann diesen Grundsatz nicht acceptiren,“ sagte der Hauptmann kopfschüttelnd. „Kann ich im Ringen um den höchsten Preis, um das Glück meines Lebens den Sieg nicht gewinnen, welchen Werth hat dann noch das Leben für mich! Dann will ich lieber untergehen als leben!“

„Und ist es nicht Vermessenheit, nach diesem Preis ringen zu wollen, wenn man sich selbst sagen muß, der Sieg sei eine Unmöglichkeit?“ erwiederte Werner ernst.

„Reden wir deutlicher! Bezeichnen wir diesen Preis mit dem Namen Alma —“

„Konrad, das wollte ich nicht!“

„Weshalb nicht?“ sagte Gronau gereizt. „Wir haben ja früher schon darüber gesprochen, weshalb sollen wir nun hinter dem Berge halten? Du wirfst mir vor, ich sei eifersüchtig auf den Grafen Hohenhausen, nun wohl, ist diese Eifersucht nicht begründet? Liegt es nicht in der Absicht Deines Vaters —“

„Ihm mache keinen Vorwurf,“ fiel Werner ihm in's Wort, „dieser Vorwurf wäre nicht berechtigt! Wenn Du Alma liebst, wenn Du die Ueberzeugung hegen darfst, daß Deine Liebe erwiedert wird, weshalb hast Du nicht längst Dich erklärt? Die Gründe, die Du vor einigen Tagen dagegen anführtest, sind nicht stichhaltig, im Gegentheil, ich glaube zuversichtlich, mein Vater würde Ja und Amen gesagt haben, wenn ihm die Gewißheit wurde, daß er Alma's Glück dadurch begründete.“

„Wenn Du glaubst, daß —“

„Laß mich ausreden, Konrad. Du hast den rechten Zeitpunkt versäumt, jetzt ist es zu spät. Daß nach der Heimkehr des Grafen v. Hohenhausen der Gedanke an die Verbindung Alma's

mit diesem Manne in der Seele meines Vaters erwachte, und daß dieser Gedanke immer tiefer und fester Wurzel gefaßt hat, das ist nach meiner Ansicht leicht begreiflich. Und wenn Du jetzt um die Hand Alma's werben wolltest, würdest Du nur den Unfrieden in unser Haus bringen. Es thut mir weh, daß ich Dir das sagen muß, aber ich halte es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen."

„Und welche Antwort würde Alma mir geben?" fragte der Hauptmann, in dessen Zügen eine fieberhafte Spannung sich spiegelte.

„Vielleicht dieselbe!"

„Wenn Du das glaubst, dann liebt sie mich nicht."

„Das ist ein rasches Urtheil," erwiederte Werner mit leisem Vorwurf. „Alma nimmt auf die Verhältnisse Rücksicht, sie weiß, daß ihr die furchtbare Nothwendigkeit nahe treten könnte, zwischen dem Gehorsam und dem Bruch mit dem Vater zu wählen. Und das wirst Du selbst nicht wollen, Konrad. Dieser Bruch würde uns Alle unglücklich machen!"

„Aber ob ich allein unglücklich werde, danach fragt Niemand!"

„Der Mann muß entsagen können! Das Kind mag sich unglücklich fühlen, wenn ihm die Erfüllung eines Wunsches versagt wird, aber der Mann muß auf Hoffnungen und Wünsche verzichten können.“

„Vortrefflich!“ spottete Gronau. „Du wärest ein guter Kanzelredner geworden!“

„Wenn Du einen guten Rath von mir nicht annehmen willst —“

„Ich bedarf seiner nicht, was ich thun und lassen muß, weiß ich selbst. Und wie ich Deine Worte zu deuten habe, weiß ich auch, Werner, es liegt etwas mehr darin, als ein guter Rath für mich.“

„Dann findest Du mehr, als ich hineingelegt habe.“

„Vielleicht hast Du nicht daran gedacht, was Deine Worte verrathen können. Aber ich will nicht länger stören und Dich für heute von der Furcht befreien, daß ich den Unfrieden in Euer Haus bringen könnte.“

„Du bist gereizt, Konrad!“ sagte der Baron betroffen. „So waren meine Worte nicht gemeint!“

„Sie waren deutlich genug.“

„Du hast sie mißverstanden.“

„Bewahre!“ erwiederte Gronau erbittert. „Lebe wohl!“

Er wandte dem Baron den Rücken und schritt von dannen. —

Natürlich, der Graf v. Hohenhausen war ja für Alma eine glänzende Parthie, der arme Hauptmann mußte bescheiden in den Hintergrund treten, und von dem Vetter, dem man so viele Wohlthaten erzeigt hatte, erwartete man, daß er das Opfer schweigend bringen werde.

Man konnte ihm ja vorwerfen, daß er Almosen empfangen habe, und es wunderte ihn, daß man ihm diesen Vorwurf nicht schon gemacht hatte!

Was lag ihnen daran, ob er ihnen das Glück seines Lebens opferte? Und Alma forderte dieses Opfer auch von ihm — sie hatte ihn nie geliebt!

Ja, jetzt haßte er den Grafen, Werner hatte diesen Haß geweckt, dessen Gluthen plötzlich so hoch und wild aufloderten.

Eine rauhe Stimme weckte ihn aus seinem Brüten, der Jäger Hackert stand vor ihm.

„Was wünschen Sie?“ fragte Gronau barsch, der mit seinen Gedanken allein bleiben wollte.

„Weshalb haben Sie Ihren Herrn nicht auf die Jagd begleitet?“

„Ich bin wohl aus demselben Grunde zurückgeblieben, der auch Sie bewogen hat, heute auf das Vergnügen zu verzichten,“ sagte Hackert ruhig. „Wenn Graf Hohenhausen den Herrn Baron begleitet, so darf ich nicht mitgehen.“

Jetzt erinnerte der Hauptmann sich der Unterredung, die er vor einigen Tagen mit Hackert gehabt hatte, seine umwölkte Stirne heiterte sich auf.

„Sie sind, wenn ich nicht irre, einmal grob gegen den Grafen gewesen?“ erwiederte er mit einem forschenden Blick auf den Jäger, der langsam mit ihm weiter schritt.

„Grob?“ fragte Hackert achselzuckend. „Jenun, wie man's nimmt! Ich habe ihm eine Wahrheit gesagt, und die Wahrheit ist manchmal unangenehm.“

„Sie liebten die Tochter des Wildhüters —“

„Herr Hauptmann, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, dann erinnern Sie mich nicht daran. Es kommen ohnedem Stunden genug, in denen die alten Erinnerungen wach werden, die man am liebsten zu vergessen

wünscht. Ich wollte mit Ihnen über einen Fund reden, den ich gemacht habe.“

„Was ist es?“

„Sehen Sie, Jedermann hält den Wildhüter des Raubmordes schuldig, Jeder glaubt, Reimann müsse den Matrosen ermordet haben. Der Untersuchungsrichter ist so fest davon überzeugt, daß er jedem Zweifel mit Grobheit begegnet, und ich gebe zu, daß die Beweise gegen den Gefangenen sprechen.“

„Gewiß thun sie das,“ nickte Gronau. „Man hat ja bei dem Manne den Stock mit dem Bleiknopfe, die Brieftasche mit dem Hundertthalerschein und auch das Dolchmesser des Ermordeten gefunden. Was wollen Sie mehr?“

„Und dennoch zweifle ich!“

„Na, weshalb nicht? Jedem steht es frei, seine eigenen Ansichten zu haben, aber Zweifel sind erst dann berechtigt, wenn man sie begründen kann.“

„Ja, wenn ich das könnte!“ sagte Hackert seufzend. „Indeß, auch unbegründete Zweifel haben ihr Gutes, sie spornen zu Nachforschungen an.“

„Und Sie haben solche Nachforschungen angestellt?“

„Jawohl, Herr Hauptmann!“

„Aber keine Resultate erzielt!“

„Ich glaube doch,“ erwiederte der Jäger mit geheimnißvoller Miene. „Ich habe die Stelle, auf welcher der Matrose niedergeschlagen wurde, gründlich untersucht, habe ferner den Weg verfolgt, auf dem der Mörder sein Opfer zum See geschleppt haben soll und — kennen Sie diesen Knopf?“

Ueberrascht blickte der Hauptmann auf den Knopf, den Hackert ihm vor die Augen hielt.

Es war ein ziemlich großer Jagdknopf mit einem Hundekopf.

„Nein,“ sagte Gronau, „wo fanden Sie ihn?“

„Er hing an einem Zweige, und es wundert mich, daß der Polizei-Kommissar ihn derzeit nicht sofort entdeckt hat. Allerdings ist es möglich, daß er damals durch Blätter verdeckt wurde, die seitdem abgefallen sind.“

„Und kennen Sie den Knopf?“

„Der Graf v. Hohenhausen trägt eine Joppe, an der solche Knöpfe sich befinden.“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

„Derartiger Joppen gibt es viele,“ sagte er, „sie werden zu Tausenden angefertigt und in alle Gegenden gesandt.“

„Das bezweifle ich nicht, aber an der Joppe des Grafen fehlt ein Knopf.“

Gronau blieb stehen, sein Blick ruhte eine Weile starr auf dem Jäger, dann schüttelte er abermals das Haupt.

„Was Sie damit sagen oder andeuten wollen, wage ich kaum zu denken,“ versetzte er.

„Was ich sage, Herr Hauptmann, ist Wahrheit.“

„Gut, aber Sie ziehen daraus Schlußfolgerungen —“

„Noch nicht, aber ich gebe zu, daß es im Laufe der Zeit geschehen könnte.“

„Nur ein Wahnsinniger könnte diesen Verdacht aussprechen und ihn verfolgen.“

Hackert zog die Brauen zusammen, und ein jäher Blitz zuckte aus seinen Augen.

„Nur ein Wahnsinniger?“ erwiederte er. „Muß ich Sie an den Herzog von Praslin, an den Grafen von Bocarmé erinnern, um Ihnen zu beweisen, daß auch ein Edelmann ein Mörder werden kann?“

„Hackert!“ rief Gronau entsetzt.

„Urtheilen wir einmal ganz ruhig über die Sache —“

„Das können Sie nicht, Ihr Haß macht es Ihnen unmöglich!“

„So will ich es versuchen. Was Graf Hohenhausen drüben in Amerika getrieben hat, wissen wir nicht. Er war ein Abenteurer, vielleicht ein Vagabund im vollsten Sinne des Wortes. Kann der Matrose nicht Kenntniß von einem Verbrechen gehabt haben, welches dieser Abenteurer beging? Und nehmen wir an, diese Vermuthung, die doch wohl in der Möglichkeit liegt, sei richtig, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß der Matrose dem Grafen gedroht hat?“

„Das sind Vermuthungen —“

„Die sich allerdings noch nicht auf Beweise stützen, aber immerhin zu Nachforschungen auffordern. Ich glaube, drüben nimmt man es mit einem Verbrechen nicht so genau. Wenn man den Verbrecher auf der That ertappt, so wird er aufgeknüpft, gelingt es ihm aber, zu entfliehen, dann soll ihn in dem großen Lande der Teufel suchen. Graf Hohenhausen und der Matrose können Genossen gewesen sein, wer weiß das?“

„Wenn ich auch zugeben will, daß diese Vermuthungen nicht ganz in der Unmöglichkeit liegen, so kann ich doch nicht eine so furchtbare Schlußfolgerung daraus ziehen,“ sagte der Haupt-

mann. „Graf Hohenhausen ein Mörder — nein, Hackert, da geht der Verstand mit einer allzu lebhaften Phantasie durch!“

„Und der Knopf, den ich gefunden habe?“

„Er beweist gar nichts. Hat der Graf oder hat ein Anderer diesen Knopf verloren?“

„Reimann gewiß nicht.“

„Können nicht Jäger das Gebüsch durchstreift haben? Kann nicht der Knopf schon vor Wochen dort verloren gegangen sein? Kann nicht die Joppe, welche der Graf jetzt trägt, Eigenthum des verstorbenen Grafen gewesen sein?“

„Ich gebe alle diese Möglichkeiten zu, ohne indeß meine Vermuthung fallen zu lassen,“ erwiederte Hackert ärgerlich. „Aber müßte man es dann nicht auffallend finden, daß der Knopf nicht früher entdeckt worden ist?“

„Sie sagen ja selbst, der Polizei-Kommissar habe ihn nicht entdeckt, und diese Herren haben doch einen scharfen Blick.“

„Na, trotz ihres scharfen Blickes sehen sie auch nicht Alles, und so gründlich, wie ich, wird der Kommissar nicht nachgeforscht haben.“

„Und was wollen Sie nun thun?“ fragte Gronau.

„Ich wollte Sie um Rath bitten. Anfangs hatte ich vor, den Herrn Baron v. Buchenau zu fragen, aber der würde mir schön heimgeleuchtet haben.“

„Er hätte Sie entlassen!“

„Wenn auch gerade nicht das, keinesfalls aber würde er auf meinen Verdacht eingegangen sein. Vielleicht ist es am besten, ich gehe zum Untersuchungsrichter und gebe ihm den Knopf.“

„Und was erreichen Sie dadurch?“

„Mindestens eine Untersuchung!“

„Die im Sande verlaufen wird,“ sagte der Hauptmann. „Die Beweise zeugen alle gegen den Wildhüter, sie sind überzeugend, wer an ihnen rütteln will, der muß bessere Beweise vorlegen können. Bedenken Sie doch nur, Hackert, Sie wollen einen hochgeachteten, reichen Edelmann verdächtigen, um einen bestraften Zuchthäusler von einer bereits bewiesenen Schuld zu reinigen. Das allein ist schon ein wahnsinniges Unternehmen! Und welche Beweise können Sie vorlegen? Gar keine, denn Alles, was Sie anführen, sind Vermuthungen. Der Richter wird auf die Entdeckung, die Sie gemacht haben, gar keinen Werth legen, er wird im günstigsten Falle den Grafen fragen, ob er den Knopf

kenne, und bei welcher Gelegenheit er ihn verloren habe. Die Antwort auf diese Frage können Sie selbst errathen, und die weiteren Folgen werden nicht auf sich warten lassen. Graf Hohenhausen wird sehr bald wissen, wer ihn verdächtigt hat, und Baron v. Buchenau sich alsdann genöthigt sehen, Sie mit Schimpf und Schande zu entlassen."

Hackert schwieg, er nagte an der Unterlippe, und aus seinen glühenden Augen leuchteten Haß und Wuth.

„Nehmen wir nun an, Ihr Verdacht sei wirklich begründet," fuhr Gronau fort, den der eigene Groll mehr und mehr geneigt machte, an diesen Verdacht zu glauben, „wäre es in diesem Falle nicht unklug, durch eine übereilte Handlung sich selbst die Hände zu binden? Könnten Sie noch ferner in dieser Angelegenheit wirken, wenn Sie entlassen worden wären?"

„Was rathen Sie mir?" fragte der Jäger.

„Zu schweigen und zu warten."

„Dadurch wird gar nichts erreicht!"

„Man kann auch im Geheimen wirken."

„Unterdessen wird Reimann verurtheilt."

„Das können Sie nicht verhindern. Reimann ist eines Einbruchs unter erschwerenden

Umständen und eines Mordversuchs beschuldigt, man hat ihn auf der That ertappt, der Verurtheilung kann er nicht entgehen."

„Aber wegen des Raubmordes wird er zum Tode verurtheilt!"

„In unserer Zeit will das nichts mehr bedeuten. Seit einer Reihe von Jahren ist kein Todesurtheil mehr bestätigt worden, also kann man der Sache ruhig ihren Lauf lassen. Sagen Sie von dem Funde Niemandem etwas, forschen Sie weiter, natürlich ganz im Geheimen, ich werde Sie unterstützen."

„Mir will dieser Rath nicht so recht gefallen," sagte der Jäger kopfschüttelnd, „ich meine, man müsse nun der Sache auf den Grund gehen."

„Ueberlassen Sie das mir!"

„Und was wollen Sie thun, Herr Hauptmann?"

„Ich weiß es noch nicht, lassen Sie mir Zeit, damit ich reiflich überlegen kann. Aber geschehen wird etwas, darauf dürfen Sie sich verlassen! Wollen Sie mir den Knopf anvertrauen?"

„Sehr gerne."

„Auf welchem Fuße stehen Sie mit dem

Kammerdiener des Grafen?“ fragte Gronau nach einer Pause.

„Mit dem alten Daniel? Hm, gute Freunde sind wir nie gewesen! Ich habe ihn stets für einen Heuchler gehalten.“

„Können Sie sich ihm nicht nähern?“

„Zu welchem Zweck?“

„Man müßte versuchen, von der Joppe des Grafen einen zweiten Knopf zu erhalten.“

„Um ihn mit dem anderen zu vergleichen?“

„Leuchtet Ihnen das nicht ein?“

„Allerdings,“ nickte Hackert, „ich werde den Versuch machen.“

„Aber Daniel darf nichts ahnen.“

„Es wird schwer fallen, jeden Verdacht ihm fern zu halten, aber ich werde mein Möglichstes thun.“

„Gut, gut, ich verlasse mich auf Ihre Klugheit,“ sagte der Hauptmann. „Sobald Sie eine weitere Entdeckung machen, besuchen Sie mich in meiner Wohnung; begegnen wir einander in Gegenwart des Grafen, so kennen wir uns nicht, verstanden?“

„Sehr wohl — wir müssen vorsichtig sein!“

Der Hauptmann blieb stehen, sie waren bei den ersten Häusern der Stadt angekommen.

„Wollen Sie auch in die Stadt?“ fragte er. „In diesem Falle halte ich es rathsam, daß wir uns trennen, ein Bekannter könnte uns begegnen und dem Baron oder dem Grafen verrathen, daß er uns zusammen gesehen habe. Der Graf weiß, daß Sie ihn hassen, und dem Herrn Baron ist das auch bekannt, also —“

„Ich verstehe, Herr Hauptmann — auf Wiedersehen!“

Gronau nickte, und der Jäger schlug sofort einen anderen Weg ein.

---

5. Capitel.

Alte Freundschaft.

So schwach und haltlos, ja, so gewagt auch die Vermuthungen Hackert's waren, die Gedanken des Hauptmanns mußten sich dennoch mit ihnen beschäftigen.

In der Möglichkeit lag es, daß diese Vermuthungen begründet waren. Der Graf v. Hohenhausen hatte ja nach seinem eigenen Geständniß drüben das Leben eines Abenteurers geführt, und wie oft bogen die Pfade des Abenteurers in die Bahn des Verbrechens ein!

Die Noth konnte ihn verleitet haben, ein Verbrechen zu begehen, es war ja möglich, daß er in der Wuth einen Menschen niedergeschossen hatte — kurz, wenn man einmal die Möglichkeit annehmen wollte, dann konnte

man dem Abenteurer jedes Verbrechen aufbürden.

Und es war ja auch möglich, daß der Matrose von diesem gefährlichen Geheimniß Kenntniß gehabt und dem Grafen mit Enthüllung desselben gedroht hatte, um eine bedeutende Summe zu erpressen; es war möglich, daß der Graf, vielleicht ohne zu wissen, was er that, den Matrosen niedergeschlagen hatte.

Es waren entsetzliche Gedanken, aber Gronau konnte ihnen nicht gebieten, er mußte sie verfolgen, er mochte wollen oder nicht.

Aber war denn nicht die Schuld Reimann's sonnenklar bewiesen? Hatte man bei ihm nicht das Eigenthum des Ermordeten gefunden? Konnte es denn noch einem Zweifel unterliegen, daß der Wildhüter mit seinem Stocke den Matrosen niedergeschlagen hatte?

Eingestanden hatte er die Schuld allerdings nicht, aber wie selten war es, daß ein Mörder gestand!

Und hatte Reimann nicht schon vorher wegen eines Straßenraubes im Zuchthause gesessen?

Alle diese Zweifel traten jenen Vermuthungen entgegen, um sie zu entkräften!

Mochte die Sache nun auch liegen, wie sie wollte, der Verdacht hatte sich einmal eingenistet, er mußte verfolgt werden.

Mit dem Untersuchungsrichter darüber zu reden, wäre Thorheit gewesen, derselbe war ja gegen den Wildhüter so sehr eingenommen und von der Schuld desselben so fest überzeugt, daß man voraussehen mußte, er werde auf die neue Entdeckung nicht den mindesten Werth legen.

Besser war es, man beauftragte einen erfahrenen und gewandten Polizeibeamten mit den weiteren Nachforschungen, einen Beamten, der vorurtheilsfrei und ganz objektiv die Sache untersuchte.

Gronau kannte einen solchen Beamten, der seit einigen Jahren in den Ruhestand getreten war, aber sich noch immer gern mit der Lösung solcher dunklen Räthsel beschäftigte, dessen Steckenpferd es gewissermaßen war, derartige Aufgaben zu übernehmen.

Rasch entschlossen trat er den Weg zur Wohnung dieses Mannes an, mit dem er seit einigen Monaten fast jeden Abend in der Weinstube zusammentraf.

Der Inspektor Rubens wohnte in einer ziemlich abgelegenen, stillen Straße, und wer

ihn nicht näher kannte, der hielt den kleinen hageren Herrn mit dem freundlichen, gutmüthigen Gesicht für einen wohlhabenden Junggesellen, der nichts mehr vom Leben verlangte, als behagliche Ruhe und einen gesunden Appetit. Und diesem Manne saß Gronau jetzt gegenüber, und der Inspektor widmete seine ganze Aufmerksamkeit den Mittheilungen, die ihm gemacht wurden.

Der Hauptmann wußte, daß er sich auf die Verschwiegenheit des alten Herrn verlassen durfte, er hatte also nicht nöthig, hinter dem Berge zu halten, er konnte ganz so frei und offen sprechen, wie er dachte.

Und als er mit seinem Bericht zu Ende war, schüttelte der Inspektor mit sehr bedenklicher Miene das ergraute Haupt und machte alle die Zweifel geltend, die Gronau selbst schon seinen Vermuthungen entgegengehalten hatte.

Dann aber, die Hände auf den Rücken gelegt, wanderte er eine Weile in dem traulich eingerichteten Zimmer auf und nieder.

„Ich will nun die Vermuthungen, welche sich an den gefundenen Knopf anknüpfen lassen, nicht ganz verwerfen,“ sagte er, „aber Sie werden mir zugeben, daß sie außerordentlich

schwach sind, so lange keine weiteren Beweise gefunden werden. Sie können ebenso wohl ganz und gar unbegründet sein, und dann dürfte ihre Verfolgung uns Alle in Unannehmlichkeiten verwickeln."

„Man müßte die Verfolgung so treffen —"

„Mein lieber Herr Hauptmann, daß ich Alles, was uns bloßstellen könnte, streng vermeiden werde, versteht sich wohl von selbst, aber irgend ein unvorhergesehener Zufall kann unser Vorhaben verrathen, und Graf Hohenhausen würde dazu nicht schweigen. Freilich, es ist auch möglich, daß die Vermuthungen des Jägers begründet sind, aber wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß dieser Jäger, wie Sie mir sagten, den Grafen glühend haßt. Und da frage ich zuerst, glauben Sie überzeugt zu sein, daß der Jäger diesen Knopf wirklich an dem bezeichneten Ort gefunden hat?"

„Ja, Herr Inspektor."

„Gut. Und wie urtheilen Sie über den Grafen?"

„Er macht auf mich den Eindruck eines Mannes, der sein wahres Gesicht hinter einer Maske verbirgt. Ich habe vom ersten Augenblick an Abneigung gegen ihn empfunden."

„Haben Sie ihn früher vor seiner Auswanderung schon gekannt?“

„Nein,“ erwiederte Gronau, „ich bin ja erst seit einem Jahre hier.“

„Es ist wahr, ich dachte nicht daran,“ nickte der Inspektor. „Damals war ich noch im Dienst, ich erinnere mich des Wildfangs nur noch dunkel. Wäre es nicht möglich, sich ein Porträt von ihm aus jener Zeit zu verschaffen?“

„Schwerlich,“ sagte der Hauptmann. „Sie werden sich erinnern, daß die Photographie vor achtzehn Jahren noch in den ersten Anfängen war, wenn also auch wirklich eine Photographie des Grafen aus jener Zeit existirte —“

„So dürfte man doch nicht hoffen, darin ein ähnliches Porträt zu haben,“ erwiederte der Inspector. „Aber könnte nicht ein Porträt in Oel gemalt sich im Schlosse befinden?“

„Dann müßten Sie doch persönlich hingehen, um es zu sehen.“

„Dieser Mühe würde ich mich gerne unterziehen.“

„Aber unser Geheimniß!“

„O, seien Sie ganz unbesorgt, der Graf wird keine Ahnung von dem wahren Zwecke meines Besuches haben. Wenn ich diese Auf-

gabe übernehme, dann können Sie mir auch die Lösung ruhig überlassen. Ich müßte alsdann nur die eine Bedingung stellen, daß Sie sowohl wie der Jäger sich allen Anordnungen fügen, die ich zu treffen nöthig finde."

„Diese Bedingung nehmen wir ohne Bedenken an."

„Wissen Sie keinen Weg, auf welchem man sich eine Handschrift des Grafen aus jener Zeit verschaffen kann?"

„Darüber könnte ich mit meinem Onkel reden."

„Mit dem Baron v. Buchenau? Das wünsche ich nicht."

„Wenn man in Amerika Erkundigungen einzöge —"

„Wo dort, Herr Hauptmann? Wissen Sie, wo der Graf eine bleibende Stätte gehabt hat? Und bei wem sollen wir uns erkundigen? Auf diesem Wege würden wir gar nichts erreichen, es sei denn, daß ein Zufall uns zu Hilfe käme."

Gronau konnte dagegen nichts einwenden, es war ja mit Sicherheit vorauszusehen, daß solche Erkundigungen keinen Erfolg hatten. Aber konnte denn gar nichts geschehen, was einigermaßen rasch zum Ziele führte? Gab es denn

kein Mittel, durch welches man sich Gewißheit verschaffen konnte?

Der Inspektor war in Nachdenken versunken, er entwarf schon seine Pläne.

„Ein Porträt und die Handschrift," sagte er nach einer Weile, „wenn ich beides bekommen könnte, so wäre damit vielleicht schon viel gewonnen!"

„Und was könnten diese Ihnen nützen?" erwiederte Gronau.

„Vielleicht sehr viel, vielleicht auch gar nichts; man muß eben jede Möglichkeit berücksichtigen, wenn man einmal an dem Verdacht festhalten will, den der Jäger ausgesprochen hat. Dieser Verdacht kann ganz unbegründet sein, ich glaube sogar, daß er es ist, aber mit einem solchen Verdacht ist es ein eigenthümliches Ding. Hat man ihn einmal ausgesprochen, dann muß man ihn auch verfolgen, dann muß man wissen, was Wahres daran ist. Und Sie werden auch zugeben, daß die vorliegende Sache sehr delikater Natur ist, die man nur mit der größten Vorsicht —"

„Gewiß!" fiel der Hauptmann ihm in's Wort. „Aber Sie werden ja am besten wissen, wie diese Angelegenheit behandelt werden muß

Haben Sie nun noch irgend einen Auftrag für mich?"

„Augenblicklich nicht. Wenn der Jäger Ihnen den zweiten Knopf bringt, so haben Sie wohl die Güte, ihn mir zu übergeben."

„Ohne Verzug. Darf ich dem Jäger mittheilen, daß die Angelegenheit in Ihren Händen ist?"

„Nein, thun Sie das nicht," sagte der Inspektor, „bewahren wir dieses Geheimniß, es ist besser so. Ich möchte Alles vermieden sehen, was unser Vorhaben verrathen kann."

Der Hauptmann hatte sich erhoben, er zog langsam seine Handschuhe an und hing die Jagdbüchse wieder über die Achsel.

„Und wann wünschen Sie mich wiederzusehen?" fragte er. „Ich würde Sie bitten, mich in meiner Wohnung zu besuchen, aber ich fürchte, dies könnte —"

„Es ist besser, Sie kommen zu mir," fiel der alte Herr ihm in die Rede, „ich wohne hier so abgelegen, daß gar nichts zu befürchten ist. Aber schweigen Sie gegen Jeden! Sollte in Ihrer Gegenwart die Rede auf den Grafen kommen, so äußern Sie kein Wort des Verdachtes über ihn."

Gronau nickte zustimmend und verabschiedete sich.

Im Begriff, das Haus zu verlassen, sah er sich einem jungen Herrn gegenüber, bei dessen Anblick er überrascht stehen blieb.

„Aber bist Du es denn wirklich, Theodor?“ fragte er, indem er dem Sohne des Bankiers die Hand bot.

„Gronau?“ erwiederte Theodor nicht minder überrascht. „Was in aller Welt führt denn Dich hieher?“

„Ich bin schon seit einem Jahre hier.“

„Und Du wußtest nicht, daß ich hier wohnte?“ fragte Theodor in vorwurfsvollem Tone.

Der Hauptmann zuckte die Achseln, und ein bedeutsames Lächeln umspielte dabei seine Lippen.

„Doch, das wußte ich,“ sagte er, „aber ich hoffte immer, an einem anderen Orte mit Dir zusammenzutreffen, ich dränge mich nicht gerne auf.“

„Das nehme ich Dir sehr übel!“

„Nicht doch, dazu hast Du keine Berechtigung,“ erwiederte Gronau, „man muß Jedem seine Ansicht lassen. Ich konnte ja nicht wissen, ob mein Besuch Deiner Familie angenehm sein würde —“

„Sie wird sich durch denselben sehr geehrt fühlen!“

„Nun, was nicht ist, kann ja noch werden. Es war ein schönes Jahr, welches wir damals gemeinsam verbrachten —“

„Und dabei auch ein recht schweres Jahr,“ sagte Theodor. „Die Schrecken des Krieges stets vor Augen zu haben, ist auch keine angenehme Sache.“

„Man gewöhnt sich an Alles, lieber Freund — aber ich halte Dich doch nicht auf?“

„Nicht im Geringsten.“

„Du wolltest in das Haus gehen.“

„Ja, aber das hat Zeit bis nachher oder morgen, auf eine Stunde früher oder später kommt es nun auch nicht mehr an. Du warst ja in dem Hause, kennst Du den Inspektor Rubens?“

„Ja, allerdings,“ erwiederte Gronau in gleichgültigem Tone.

„Und was wolltest Du bei ihm?“

Dem Hauptmann war diese Frage unangenehm; wenn er auch von dem Freunde keinen Verrath zu befürchten brauchte, so hielt er es doch für rathsam, die Wahrheit zu verschweigen, man konnte ja nicht wissen, ob der=

selbe nicht mit dem Grafen v. Hohenhausen befreundet war.

„Darf ich fragen, was Dich zu ihm führt?“ wich er der Antwort aus.

„Es ist kein Geheimniß,“ sagte Theodor ruhig. „Meinem Vater ist eine Schatulle mit wichtigen Papieren gestohlen worden, und die Polizei kann den Dieb nicht entdecken.“

„Ach ja, ich erinnere mich — man sprach bei meinem Onkel von diesem Einbruch, bei welchem der Mörder des Matrosen verhaftet worden ist. Was hat Rubens damit zu schaffen?“

„Ich wollte ihn bitten, dem Dieb nachzuforschen.“

„So?“ fragte Gronau scheinbar erstaunt. „Befaßt er sich auch damit? Das wußte ich noch nicht.“

„Bist Du sehr mit ihm befreundet?“

„So intim gerade nicht! Ich treffe häufig Abends in der Weinschenke mit ihm zusammen. Na, und Du weißt, man kann hin und wieder wohl in Geldverlegenheit kommen, da ist es dann immer angenehm, wenn man einen guten Freund hat, der keine Wucherzinsen nimmt.“

„Ich verstehe,“ nickte Theodor. „Bist Du heute wieder in solcher Verlegenheit?“

„Ich danke wegen der gütigen Nachfrage!“ lachte Gronau. „Gottlob kann ich sie verneinen, ich habe eben meine frühere Schuld getilgt. Aber es wäre mir sehr angenehm, wenn Du darüber nicht weiter sprechen wolltest, man weiht nicht gerne Jeden in seine Verhältnisse ein — Du wirst mich verstehen!“

„Und welches Interesse sollte ich dabei haben, Andere in Deine Verhältnisse einzuweihen?“ erwiederte Theodor ruhig, während er an der Seite seines Freundes weiter schritt. „Ich habe überhaupt mit mir selbst genug zu schaffen.“

„Du bist Associé Deines Vaters?“

„Noch nicht, aber es wird wohl nicht lange mehr dauern —“

„Am Hochzeitstage, nicht wahr?“

„Der liegt noch in weiter Ferne!“

„Aber Du bist doch schon verlobt?“

„Gewesen!“ sagte Theodor. „Ich wäre heute ein glücklicher Mann, wenn meine schöne Braut Vermögen oder ein adeliges Wappen gehabt hätte. In diesem Falle würde mein Vater seine Einwilligung nicht verweigert haben.“

„Das war der einzige Vorwurf, den er Deiner Braut machen konnte?“ fragte Gronau.

„Es war der einzige,“ erwiederte Theodor erbittert.

„Nun errathe ich das Uebrige. Er befahl Dir, die Verlobung zu lösen, und Du gehorchtest!“

„Leider that ich es.“

„Dann darfst Du mit dem Schicksal nicht hadern, Du hast Dein Unglück selbst verschuldet. Vom Manne verlange ich, daß er fest hält, was er einmal erfaßt hat, daß er allen Stürmen eine eiserne Stirne bietet.“

„Und dennoch gibt es Verhältnisse, in denen er sich beugen muß,“ sagte Theodor, die Brauen finster zusammenziehend, „und es kommen mitunter schwache Stunden —“

„Das ist keine Entschuldigung!“

„Ich will mich auch nicht entschuldigen, ich weiß, daß ich wie ein thörichter Knabe und nicht wie ein Mann gehandelt habe. Was ändern nun Vorwürfe? Nichts! Die Reue kommt zu spät. Und wie ist es mit Dir, Konrad? Damals sprachst Du über die Frauen sehr wegwerfend.“

„That ich das?“ erwiederte Gronau kopfschüttelnd. „Ich weiß es selbst nicht mehr, vielleicht hatte ich besondere Gründe dazu.“

„Also thust Du es heute nicht mehr?“

„Wenn ich sie heute beurtheilen soll, so muß ich gestehen, daß das Frauenherz mir ein Räthsel ist.“

„Du liebst?“

„Weshalb soll ich es leugnen? Aber mir ergeht es in diesem Punkte ebenso wie Dir, nur mit dem Unterschiede, daß ich derjenige Theil bin, dem das Vermögen fehlt, und daß ich mit einem Nebenbuhler zu kämpfen habe, der, außer einem höheren Titel, eine Million in die Wagschale werfen kann.“

„Wenn die Dame den größeren Werth darauf legt —“

„Nicht sie, sondern ihr Vater.“

„Und sie wird dem Willen des Vaters sich unterwerfen?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach, ja!“ sagte Gronau. „Meine Cousine besitzt nicht den Muth und die Festigkeit, solchen Stürmen die Stirne zu bieten.“

„Deine Cousine?“ fragte Theodor. „Also Baronesse v. Buchenau?“

„Errathen!“

„Hm, da weiß ich schon, wer Dein Nebenbuhler ist. Graf Hohenhausen kann allerdings seiner Gemahlin mehr bieten, als Hauptmann v. Gronau es vermag.“

„Du kennst den Grafen?“

„Wir verwalten seine Kasse.“

„Wie urtheilst Du über ihn?“

„Um diese Frage beantworten zu können, müßte ich ihn besser kennen,“ erwiederte Theodor, „ich habe ihn nur zweimal flüchtig gesehen, und aufrichtig gestanden, hat er keinen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht.“

„Sein Stolz wird Dich zurückgestoßen haben!“

„Sein Stolz weniger, als seine Frivolität.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich kann Dir das nicht näher aus einander setzen, Du würdest Dich auch schwerlich damit begnügen, wenn ich Dir sagte, eine innere Stimme warne mich vor ihm. Ueberdies habe ich weder Zeit noch Gelegenheit, ihn zu beobachten, da hält es also schwer, ein Urtheil zu fällen, welches sich doch auf Gründe stützen muß. Gräfin v. Hohenhausen, seine Schwester, ist ja bereits mit Deinem Vetter verlobt, ich fürchte, Du wirst in diesem Kampfe gegen den Nebenbuhler unterliegen, und da wäre es vielleicht das Beste, Du entsagtest der schönen Hoffnung.“

„Wie leicht ist dieser Rath gegeben!“ sagte Gronau mit einem zürnenden Blick auf seinen Begleiter.

„Aber was willst Du machen, wenn der Graf um die Hand Deiner Cousine wirbt, und Dein Onkel sie ihm zusagt? Willst Du den glücklichen Nebenbuhler vor die Klinge fordern? Was würdest Du dadurch gewinnen?“

„Was ich thun werde, kann ich jetzt noch nicht wissen,“ erwiederte der Hauptmann, „ich muß abwarten, wie die Dinge sich gestalten. Hier sind wir ja schon an Deinem Hause.“

Theodor war stehen geblieben.

„Willst Du nicht mit eintreten?“ fragte er. „Ich werde Dich meiner Familie vorstellen und Dir ein Glas Sherry vorsetzen —“

„Heute nicht,“ sagte Gronau rasch. „Erstens paßt meine Toilette nicht zu einem Anstandsbesuch, und zweitens befinde ich mich auch nicht in der Stimmung; der erste Eindruck würde also kein günstiger sein.“

„Papa würde sich sehr geehrt fühlen —“

„Hm, wer weiß!“ scherzte der Hauptmann. „In den Bureaux der Kaufleute und Bankiers sieht man die Uniform nicht gerne, und Dein Papa würde vielleicht fürchten, Du könntest durch mich auf eine unsolide Bahn gebracht werden. Man wirft ja den Offizieren mit der kolossalsten Gedankenlosigkeit vor, sie seien Ver-

schwender, weshalb ein solider Mann sich ihnen fern halten müsse."

„Papa wird Dir diesen Vorwurf nicht machen."

„Wenn Du das mit Sicherheit behaupten kannst, um so besser für mich, aber für heute entschuldige mich, ich werde in den nächsten Tagen Deiner freundschaftlichen Einladung nachkommen."

„Sehen wir uns heute nicht mehr?" fragte Theodor.

„Ich bin gegen Abend im Café Norri, wenn Du dorthin kommen willst, so wird mir das sehr angenehm sein."

„Ich werde kommen."

„Also auf Wiedersehen!"

„Heute Abend," nickte Theodor, seinem Freunde nachblickend, der rasch von dannen schritt.

Gleich darauf trat der junge Mann in das Kabinet seines Vaters.

„Gut, daß Du kommst!" rief der Bankier sichtbar erregt. „Ich habe Dich erwartet. Lies diesen Wisch, den ich vorhin erhalten habe."

Theodor nahm den Brief, den sein Vater ihm überreichte; es war ein unsauberes Stück Papier und eine grobe, kaum leserliche Handschrift.

„Wenn Sie die Papiere in der Schatulle zurück haben wollen," las er, „dann müssen Sie mir viel Geld geben. Sie können in der Zeitung anzeigen, wie viel Sie geben wollen, dann werde ich wissen, ob ich damit zufrieden sein kann. Ich schreibe Ihnen dann wieder, und wenn ich zufrieden bin, gebe ich Ort und Stunde an, wo Sie die Papiere gegen Zahlung des Geldes empfangen können. Sagen Sie der Polizei nichts von diesem Briefe; sobald Sie die Polizei auf mich hetzen, werde ich wissen, was ich zu thun habe, es ist besser für Sie, wenn wir uns verständigen."

„Was sagst Du dazu?" fragte Romberg, als Theodor kopfschüttelnd das Schreiben hinlegte.

„Was soll ich sagen?" erwiederte der junge Mann. „Ich weiß ja noch immer nicht, ob die Dokumente wirklich so sehr gefährlich sind."

„Gefährlich? Bewahre, aber ich will sie unter allen Umständen zurück haben."

Der Blick Theodor's ruhte forschend auf seinem Vater. Sprach er wirklich die Wahrheit? Enthielten diese Papiere wirklich kein gefährliches Geheimniß? Vor einigen Tagen noch hatte der Bankier ganz anders gesprochen, heute gab er sich den Anschein, als ob er gar

nichts zu fürchten habe — was sollte Theodor glauben?

„Ich weiß nicht, mir gefällt es nicht, daß man mit solchen Gaunern in Unterhandlung treten soll," sagte er. „Man vergiebt sich dadurch zu viel."

„Das denke ich auch."

„Und bietet man einem solchen Burschen hundert Thaler, so verlangt er tausend."

„Ebenfalls sehr wahr!"

„Straft man ihn aber mit Verachtung, so muß er einsehen, daß seine Drohungen erfolglos sind, und er wird alsdann durch seine Habsucht sich verleiten lassen, einen unüberlegten Schritt zu thun, der ihn uns überliefert. Mit solchen Menschen muß man kurzen Prozeß machen; zeigt man ihnen, daß man sie fürchtet, so sind sie unersättlich, so setzen sie ihre Drohungen fort, um weitere Summen zu erpressen, und man kann sie dann nicht mehr fern halten."

Der Bankier hatte die Hände auf den Rücken gelegt, er wanderte langsam auf und nieder.

„Im Großen und Ganzen hast Du Recht," sagte er, „aber es wäre der kürzeste Weg, wenn man mit dem Burschen in Unterhandlung träte.

Ich möchte die Papiere nicht gerne in anderen Händen sehen, und ich bin bereit, ein Opfer zu bringen, um sie mir wieder zu verschaffen."

„Aber so sehr eilt es ja wohl nicht."

„Wenn es geschehen soll, dann besser heute als morgen!"

„Nur nicht die Sache über's Knie brechen." warnte Theodor. „Ich will diesen Wisch dem Inspektor Rubens übergeben, vielleicht kennt er die Handschrift."

„Inspektor Rubens? Wer ist das?"

„Ein früherer Polizeibeamter, der sich noch immer mit der Erforschung dunkler Verbrechen beschäftigt."

„Und ihn wolltest Du beauftragen —"

„Er ist mir sehr warm empfohlen worden," sagte Theodor rasch, „ihm ist es vielleicht eine Kleinigkeit, den Dieb zu ermitteln. Ich war auf dem Wege zu ihm, als ich einem alten Freunde begegnete, den ich seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen hatte. Ich weiß nicht, ob ich Dir früher schon mitgetheilt habe, daß ich während des Feldzuges mit einem Hauptmann v. Gronau befreundet wurde, der damals noch Premierlieutenant war. Ein ausgezeichneter Mensch, etwas ernst, aber charakterfest,

gemüthvoll und in jeder Beziehung ein Ehrenmann."

Der Bankier war stehen geblieben, sein Blick ruhte starr auf dem Sohne, und in diesem Blick spiegelte sich ein seltsames Gemisch von Ueberraschung, Besorgniß, Zweifel und Schrecken.

„Hauptmann v. Gronau?" fragte er. „Davon hast Du mir nie etwas gesagt."

„So habe ich nicht daran gedacht."

„Wie alt ist er?"

„Vielleicht drei Jahre älter als ich."

„Hm — wie wurdest Du mit ihm bekannt? Er kannte wohl unsern Namen?"

„Nein. Wir lernten uns zufällig kennen und fanden Gefallen an einander —"

„Und am Spieltisch wurde der Bund fester geschlossen!"

„Daß wir dann und wann zu den Karten gegriffen haben, um etwas Abwechslung in das eintönige Leben zu bringen, leugne ich nicht, aber Gronau ist kein Spieler, sondern ein sehr solider Mann."

„Und verschuldet!"

„Wer kann das behaupten?"

„Bah, die Herren Offiziere haben alle Schulden."

„Zugegeben, daß dies Wahrheit sei, so kann doch Niemand ihnen einen Vorwurf machen. Ob Gronau Schulden hat oder nicht, weiß ich nicht, es kümmert mich auch nicht. In den nächsten Tagen wird er uns besuchen."

„Gronau?" rief der Bankier bestürzt. „Er soll wegbleiben, ich werde ihn nicht empfangen."

„Aber was hast Du nur gegen ihn?" fragte Theodor befremdet. „Du kannst doch nicht dem Freunde Deines Sohnes die Thüre zeigen? Und Hauptmann v. Gronau nimmt eine höhere Stellung ein, als Herr v. Adlerberg, der hier täglich ein- und ausgeht."

Der Bankier schüttelte den Kopf und strich mit dem seidenen Taschentuch über seine nasse Stirne.

„Wenn es sein muß, in Gottes Namen!" sagte er. „Aber gern sehe ich die Offiziere nicht in meinem Hause. Du bist also sehr befreundet mit ihm?"

„Wir haben viele Strapazen und Gefahren gemeinsam erlebt, und ein solches Zusammenleben ist ein fester Kitt."

„Ist er hierher versetzt worden?"

„Seit einem Jahre."

„Und erst heute sucht er Dich auf?"

„Aufgesucht hat er mich nicht, unser Begegnen war ein zufälliges. Ich habe ihm Vorwürfe gemacht, aber er erwiederte mir, es sei seine Art nicht, sich aufzudrängen.“

„Hm, das spricht allerdings für ihn,“ sagte der alte Herr, „aber ein angenehmer Besuch ist es nicht für mich.“

„Und weshalb nicht?“ fragte Theodor einigermaßen erbittert. „Graf Hohenhausen mag allerdings Dir angenehmer sein, aber ich muß gestehen, daß seine Besuche, wenn er sie auf unsere Familienräume ausdehnt, mir ernste Besorgnisse einflößen.“

„Das verstehe ich nicht,“ erwiederte der Bankier. „Ich errathe wohl, was Du sagen willst, aber diese Besorgnisse erscheinen mir so thöricht, daß ich —“

„Sie sind es nicht,“ fiel Theodor ihm ernst in's Wort. „Graf Hohenhausen ist ein frivoler Charakter, er genießt das Leben, wie es sich ihm bietet, was liegt ihm an den Folgen! Was liegt ihm daran, ob Schmach und Unglück in unser Haus einziehen, und Flora ist arglos genug, sich bethören zu lassen.“

Ein zürnender Blick traf aus den Augen Romberg's den Sohn.

„Ich will solche Worte nicht hören!“ sagte er in barschem Tone. „Du hast keine Berechtigung, den Grafen Hohenhausen in dieser Weise zu beleidigen, ihm Absichten unterzuschieben, die jedenfalls ihm sehr fern liegen. Und wenn es nun die Absicht des Grafen wäre, um die Hand Flora's zu werben, müßten wir uns dadurch nicht geehrt fühlen? Würde eine solche Verbindung nicht auch in geschäftlicher Beziehung für uns von großem Vortheil sein? Ich begreife Dich nicht, Theodor!“

Der junge Mann zuckte die Achseln, und ein Zug verachtender Geringschätzung umzuckte seine Lippen.

„Wie kann man nur glauben, daß Graf Hohenhausen diese Absicht hege?“ erwiederte er. „Hauptmann v. Gronau hat selbst mir gesagt, Graf Hohenhausen werbe um Baronesse v. Buchenau; was unter solchen Verhältnissen Flora von den Bemühungen des Grafen um ihre Gunst zu erwarten hat, bedarf wohl keiner Frage.“

„Flora ist mit Gräfin Hohenhausen befreundet —“

„Und zwar so intim, daß sie von einem Besuch bei dieser Freundin mit Thränen in den Augen heimkehrt.“

„Man kann Gräfin Unica nicht für das Benehmen der Baronesse v. Buchenau verantwortlich machen," sagte der Bankier in gereiztem Tone. „Brechen wir ab, Flora weiß selbst, was sie zu thun und zu lassen hat, und im Nothfalle bin ich auch noch da, um für sie einzutreten. Also Du meinst, ich solle mit dem Schreiber dieser Zeilen nicht in Unterhandlung treten?"

„Ich rathe davon ab."

„Und wenn nun der Bursche erfährt, daß wir uns mit der Polizei in Verbindung gesetzt haben?"

„Das wird er nicht erfahren. Sollte aber dieser Fall dennoch eintreten, dann wird er vielleicht die Papiere vernichten, und das ist Dir ja nur angenehm."

„Aber ich muß auf den Wisch antworten!"

„Gib mir das Schreiben, ich will mit dem Inspektor darüber reden und seine Ansicht hören. Seinem Rathe dürfen wir folgen, er hat darin Erfahrung."

Theodor hatte bei den letzen Worten das Schreiben vom Tische des Bankiers aufgenommen, und der Bankier schien es ungern zu

sehen, daß sein Sohn dasselbe einsteckte, er war offenbar mit dem Vorhaben seines Sohnes nicht ganz einverstanden.

„Der Inspektor könnte unser Vertrauen mißbrauchen, wenn die Dokumente in seine Hände gelangen," sagte er, seiner Besorgniß Worte leihend, „wir hätten dadurch nichts gewonnen."

„Der Inspektor wird diese Dokumente nicht lesen, wenn ich ihm sage, es seien Familienpapiere," erwiederte Theodor. „Man hat mir die Versicherung gegeben, er sei sehr verschwiegen, und man dürfe ihm das größte Vertrauen schenken. Ich will ja auch vorab nur seinen Rath hören, es steht uns dann noch immer frei, nach eigenem Gutdünken zu handeln."

Ohne eine Antwort darauf abzuwarten, nahm der junge Herr seinen Hut, um abermals den Weg zur Wohnung des Inspektors anzutreten, aber als er eben im Begriff stand, hinaus zu gehen, wurde nach kurzem Anpochen die Thüre geöffnet, und Paul Vetter trat in das Kabinet.

„Sie werden verzeihen, wenn ich störe," sagte der Reisende in einem Tone, als sei es ihm gleichgiltig, ob er diese Verzeihung erlangen

werde oder nicht; „man sagt, der Zustand des Herrn v. Adlerberg habe sich verschlimmert, und ich kann darüber wohl nur hier Gewißheit erhalten."

„Dann hat das Gerücht wieder einmal übertrieben," erwiederte Theodor, „der Arzt ist ganz zufrieden, und wenn der Verwundete sich auch noch immer nicht ganz außer Gefahr befindet, so hat doch die Hoffnung auf Genesung sich in den letzten Tagen bedeutend gehoben."

„Man darf überhaupt nicht an Gerüchte glauben," fügte der Bankier hinzu, „wenn Sie die Wahrheit erfahren wollen, kommen Sie nur zu uns. Es wird allerdings noch eine lange Zeit dauern, ehe Herr v. Adlerberg sein Lager verlassen oder Besuche empfangen darf, wir müssen Geduld haben und den Vorschriften des Arztes uns fügen."

„Was die Schickung schickt, ertrage; wer ausharret, wird gekrönt," erwiederte Paul, der dieses Citat für den Augenblick außerordentlich passend fand.

„Halten die Herren Vogel noch immer fest an ihrem Entschlusse?" fragte Romberg. „Dieser Entschluß ist mir ganz unbegreiflich, sie bringen sich durch denselben um ein gutes Geschäft."

„Sie mögen Recht haben,“ erwiederte Paul, der kurz vorher seinem Freunde einen bedeutungsvollen Wink gegeben hatte, „aber des Menschen Wille ist einmal sein Himmelreich.“

„So sollten Sie dieses Geschäft übernehmen.“

„Ich?“

„Haben Sie nicht den Muth dazu?“

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube! Ich habe kein Geld, Herr Romberg!“

„Und Sie haben auch keinen Freund, der Ihnen eine Summe vorstreckt?“

„Einen Freund? Freunde genug, aber sie alle haben nicht mehr als den guten Willen, und damit kann man kein Geschäft gründen! Und was meine eigenen Ersparnisse betrifft, so kann ich damit auch nicht glänzen — das Leben ist schön, aber kostspielig.“

„Und wenn ich nun Ihnen einen Kredit einräumte?“ fragte der Bankier in heiterem Tone. „Ich werde mit der Zahlung für die Ernte warten, bis Sie selbst das Geld von dem Käufer empfangen haben.“

„Das wollten Sie wirklich thun?“ fragte Paul überrascht. „Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte? Ich weiß nicht, womit ich diese Güte verdient habe —“

„Waren Sie es nicht, der den Raubmörder niederschlug, der durch diese muthige That vielleicht meinem Sohne das Leben rettete? Nehmen Sie mein Anerbieten ohne Bedenken an, Graf Hohenhausen wird mit meinem Vorschlage einverstanden sein."

Der junge Mann war zu sehr überrascht, als daß er sofort eine definitive Antwort hätte geben können, er wollte den Vorschlag überlegen und dem Bankier in den ersten Tagen seine Antwort bringen.

Mit Theodor zugleich verließ er das Haus, und als er draußen war, drückte er sein Erstaunen über dieses Anerbieten aus.

„Und wissen Sie, was demselben zu Grunde liegt?" fragte Theodor in sarkastischem Tone. „Nichts weiter, als der Groll gegen die Brüder Fanny's."

„Na, na," erwiederte Paul mit einem ärgerlichen Seitenblick auf seinen Begleiter, „im Auslegen seid frisch und munter, legt ihr's nicht aus, so legt was unter!"

„Sie glauben mir nicht?" fuhr Theodor fort. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, diese Herren Vogel sind meinem Vater ein Dorn im Auge, und er glaubt sie empfindlich treffen zu

können, wenn er Sie bewegt, das Geschäft zu verlassen und den Herren Konkurrenz zu machen. Was Sie nun thun wollen, müssen Sie wissen, ich an Ihrer Stelle würde das Sichere dem Unsicheren vorziehen."

„Sie ziehen den Spatz in der Hand der Taube auf dem Dache vor," entgegnete Paul achselzuckend, „aber wenn man eine Büchse in der Hand hat und ein guter Schütze ist, holt man die Taube herunter. Und die Büchse will mir ja Ihr Herr Vater geben!"

„Und wenn Sie fehl schießen, fliegt auch der Spatz davon," spottete Theodor, „dann haben Sie gar nichts mehr."

„Sehr wahr, aber was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück, und wagen muß man, wenn man gewinnen will."

„Sie wollen also den Vorschlag annehmen? Ihre Prinzipale werden Ihnen Undank vorwerfen und —"

„Man fühlt die Absicht und man wird verstimmt," lachte der Commis-Voyageur, „Sie fürchten, wenn ich ihn annehme, könne ich in Ihrem Interesse nicht mehr wirken. Aber so schlimm ist das auch nicht, Verehrtester, ich

glaube, daß ich nun das Meinige gethan habe. Wissen Sie, weshalb ich zu Ihnen kam? Das Gerücht war nur ein Vorwand, ich wollte Ihnen eine Botschaft bringen, von der ich glaube, daß sie Ihnen angenehm sein wird. Meine Braut hat dem Fräulein Vogel einen Besuch gemacht, und Fräulein Vogel muß diesen Besuch natürlich erwiedern. Nun hat sie mich heute Morgen gefragt, ob es meine Braut nicht stören werde, wenn sie heute Abend komme, und ich erlaubte mir darauf hin, sie zu einer Tasse Thee einzuladen. Sie hat die Einladung angenommen und wird kommen."

„Und was weiter?" fragte Theodor erwartungsvoll.

„Was weiter? Suchet, so werdet ihr finden."

„Sie haben doch nicht vor, auch mich einzuladen?"

„Wenn Sie es wünschen, werde ich es thun!"

„Ich kann es nicht wünschen, Fanny würde sofort erkennen, daß es eine abgekartete Sache ist und —"

„Und was wäre weiter dabei? Geh' den Weibern zart entgegen, du gewinnst sie auf mein Wort, und wer rasch ist und verwegen,

kommt vielleicht noch besser fort! Wissen Sie, wer das gesagt hat?"

„Natürlich — Goethe!"

„Na, und Goethe kannte die Frauen! Er soll ja ein zweiter Don Juan gewesen sein. Aber ganz wie Sie wollen, Verehrtester! Sie wissen nun, wo Sie Fräulein Vogel heute Abend finden können, wenn Sie ihr einige passende Worte sagen wollen, richten Sie nun die Sache nach Belieben ein. Sie können ja auch später kommen, um mich zu besuchen; ich habe Ihnen nun den Pfad geebnet."

„Ja, in Ihrer Weise," sagte Theodor, wehmüthig lächelnd, „aber auch dafür danke ich Ihnen. Ob ich davon Gebrauch machen werde, weiß ich freilich noch nicht."

Paul schüttelte unwillig das Haupt, er konnte nicht begreifen, daß der junge Herr nicht sofort den Vorschlag annahm.

„Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," brummte er, „aber das denkt wie ein Seifensieder."

„Danke für das Kompliment!" lachte Theodor, indeß er dem Freunde die Hand bot, der fragend ihn anschaute. „Von Ihrer Freundschaft habe ich überzeugende Beweise erhalten;

ich werde Ihnen das nie vergessen. Vielleicht komme ich heute Abend, ich muß mir das vorher überlegen. Adieu."

Aergerlich blickte Paul ihm nach, aber er folgte ihm nicht, er begriff, daß der Freund mit seinen Gedanken allein sein wollte.

---

6. Capitel.

Unverhofft!

Ein traulicheres Stübchen als das, welches Frau Therese Goldschmidt mit ihrer Tochter Helene bewohnte, konnte man sich nicht wohl denken.

Es war freilich nicht mit Eleganz und Pracht ausgestattet, aber die Ordnung und Sauberkeit, die hier herrschten, die geschmackvolle Anordnung und die Gediegenheit der Einrichtung ersetzten das vollständig.

Es fehlte dabei auch nicht an kleinen Bequemlichkeiten, wie sie eben im Hinblick auf die geringen Mittel beschafft werden konnten, und sah man der Wittwe in das freundliche Antlitz voll Herzensgüte, blickte man in die heiteren, seelenvollen Augen Helenens, dann

fühlte man den Zauber der Liebe und des Friedens, die in diesem Raume walteten.

Und dieser Zauber machte vorzüglich sich in den Abendstunden geltend, wenn die Lampe ihr gedämpftes Licht über den runden Tisch breitete, wenn Mutter und Tochter mit ihrer Handarbeit dort saßen, und Herr Paul Vetter bei einem Glase Bier ihnen die Tagesneuigkeiten, gespickt mit zahllosen Citaten, berichtete.

So war es auch heute Abend wieder; nur mit dem Unterschiede, daß heute die blinkende Theemaschine auf dem Tische stand, unter der die blaue Spiritusflamme züngelte.

Man erwartete Fanny, und Paul hatte schon die Besorgniß geäußert, Theodor Romberg werde sie draußen auf der Straße angeredet haben, als sie endlich erschien.

Ihre heitere Ruhe verscheuchte die Besorgnisse Pauls, der im Stillen schon bereute, daß er dem Freunde von diesem Besuch Nachricht gegeben hatte.

Helene war rasch mit Fanny befreundet, und auch Frau Goldschmidt fühlte sich bald zu dieser sinnigen Natur hingezogen, die sich gab wie sie war, natürlich und ungeziert, und dabei in Allem Maß zu halten wußte.

Alles Flache und Halbe vermeidend, wußte Fanny die Unterhaltung zu beleben und Jedem interessant zu machen, und selbst Paul, der mit seinen Reisen und Erfahrungen gern prahlte, hörte schweigend mit dem größten Interesse zu, als Fanny die Tropenwelt Südamerika's mit glühenden Farben schilderte.

Ja — gelesen hatte er das auch schon, vielleicht besser und ausführlicher, als er es jetzt vernahm, aber es klang doch jetzt anders, es waren doch andere, schönere Bilder, sie hatten einen fesselnden Reiz, von dem er den Blick nicht abwenden konnte.

Auch Helene und ihre Mutter empfanden den Zauber, auch sie fühlten sich mächtig angeregt, war es ihnen doch, als ob sie selbst unter den Palmen wanderten, inmitten dieser üppigen Pflanzenwelt.

Dann schilderte Fanny den Schiffbruch der „Marianne“ in derselben lebhaften, anschaulichen Weise und ihre eigene Rettung, und diese Schilderung lenkte die Gedanken Pauls auf den ermordeten Matrosen, den Wildhüter Reimann und den Grafen v. Hohenhausen.

Er fragte Fanny, ob sie schon in Amerika den Grafen gekannt habe; die Frage wurde

verneint, auch auf dem Schiffe war Fanny nicht mit ihm bekannt geworden.

An die Schuld Reimann's glaubte sie jetzt, die Unterredung mit dem Grafen und eine spätere Unterhandlung mit dem Gerichtsrath Sommer hatten die letzten Zweifel beseitigt.

Ueber den Grafen selbst äußerte sie sich sehr zurückhaltend, sie zürnte ihm, daß er den Vertrag mit ihren Brüdern nicht erneuert hatte, und sie gab den Letzteren Recht, daß diese das ihnen später gemachte Anerbieten nicht annehmen wollten.

Dann rückte Paul mit dem Vorschlage heraus, den Romberg ihm gemacht hatte.

Frau Therese Goldschmidt war darüber sehr erstaunt, und im ersten Augenblick meinte sie, dieses Anerbieten müsse unter allen Umständen angenommen werden, aber Helene war sofort anderer Meinung.

Sie machte darauf aufmerksam, daß Paul seinen Prinzipalen mit Undank lohne, wenn er diese Gelegenheit benütze, um ein Geschäft zu gründen, welches ihnen Konkurrenz machen müsse. Allerdings sei Jeder sich selbst der Nächste, aber man müsse auch berücksichtigen, daß das Anerbieten offenbar in der Absicht gemacht worden

sei, der Firma Gebrüder Vogel zu schaden, und daß Paul es schon aus diesem Grunde nicht annehmen dürfe.

Fanny äußerte ihre Ansicht nicht, Paul bat sie darum, sie erwiederte, in dieser Angelegenheit könne sie nicht ganz unparteiisch urtheilen, deshalb wolle sie lieber darauf verzichten.

Dem Reisenden gab dieses Thema Gelegenheit, die Rede auf Theodor zu bringen, der ihm ja auch gerathen hatte, das Anerbieten abzulehnen; er pries die Hochherzigkeit und den Edelmuth Theodors und beobachtete Fanny verstohlen, aber kein Zug in ihrem schönen Antlitz verrieth, welchen Eindruck dieses Lob auf sie machte.

Sie schwieg, und als ihr Blick dem seinigen begegnete, der forschend auf ihr ruhte, schlug sie die Augen nieder.

Frau Therese Goldschmidt mochte wohl errathen, was in der Seele des schönen Mädchens vorging, sie schüttelte ernst das Haupt und ein schwerer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Der Schritt ist bald geschehen,“ sagte sie, „aber wenn die Fesseln einmal geschmiedet sind, dann kann nur der Tod sie lösen.“

„Wenn Jeder so denken wollte, dann wäre es mit der Poesie des Lebens vorbei," erwiederte Paul, „etwas fürchten und hoffen und sorgen muß man für den kommenden Morgen. Und ich sage Ihnen, Fräulein Vogel, Theodor hat schwer gebüßt dafür, daß er damals dem Willen des Vaters Folge gab."

„Weshalb that er es?" fragte Fanny, deren Lippen jetzt ein herber Zug umspielte. „Wer zwang ihn dazu? Wußte er nicht schon vorher, daß er wählen mußte zwischen seinem Vater und mir?"

„Er hat wohl nicht geahnt, daß diese Nothwendigkeit an ihn herantreten würde."

„Und selbst wenn er es nicht ahnte, so mußte dennoch das Machtwort des Vaters ihn zum Kampfe gerüstet finden. Vom Manne muß ich das verlangen, seine Schwäche kann nicht entschuldigt werden."

„Und redet in Ihrem Herzen gar nichts mehr für ihn?" fragte Helene, den treuherzigen Blick auf das bleiche Antlitz Fannys richtend. „Ich meine, so ganz könne die Liebe nicht erlöschen."

„Sie haben Recht," erwiederte Fanny leise, „aber die Liebe kann auch den Verrath nicht

vergessen. Ich hasse den Mann nicht, dessen Wortbruch mir den Glauben, ich möchte fast sagen: an die Menschheit geraubt hat, ich kann ihn nicht hassen, aber — —"

Sie brach ab und wiegte leicht das Haupt, als ob sie hinzufügen wollte, sie finde keine Worte für die Gefühle, die ihre Seele bewegten.

„Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen!" brummte der Reisende. „Und Theodor Romberg ist geliebt von Allen, die ihn kennen."

„Sie werfen sich zu seinem Anwalt auf," sagte Fanny. „Diese treue Freundschaft ehrt Sie, aber Ihre Bemühungen werden nicht mit Erfolg gekrönt werden."

„Das behaupten Sie so sicher?" fragte Helene.

„Ja, meine Freundin!"

„Es lebt ein anders denkendes Geschlecht," sagte Paul, „ich glaube nicht an diese Behauptung. Wenn auch jetzt noch der Groll überwiegt, der heilige Funke, der unter der Asche lodert, wird wieder aufflammen."

Helene blickte auf die Thüre, die eintretende Magd hielt einen großen Brief in der Hand.

„Eine Depesche für Herrn Vetter,“ sagte die Magd.

Der junge Mann erhob sich hastig. Eine Depesche für ihn? Das war ein Ereigniß, welches er so rasch nicht fassen konnte. Er betrachtete prüfend die Adresse, sie lautete auf seinen Namen, kopfschüttelnd unterzeichnete er den Empfangsschein, dann öffnete er das Couvert.

„Frau Petronella Vetter gestern plötzlich gestorben,“ las er, „kommen Sie wegen des Nachlasses schleunig hieher.“

„Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!“ sagte er, indem er die Depesche zusammen faltete und in das Couvert zurückschob, „ich hätte an diesen Glücksfall nicht gedacht.“

„Eine Todesnachricht nennst Du einen Glücksfall?“ fragte Helene vorwurfsvoll.

„Und weshalb soll ich sie nicht so nennen? Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Busen trägt.“

„Aber die Heimgegangene war doch Ihre Tante!“ sagte Frau Goldschmidt.

„Ja, Tante Petronella! Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, von Tante Petronella sprich mir nicht! Niemals haben Bande

des Blutes mich an sie gefesselt, niemals hatte ich mich eines freundlichen Wortes von ihrer Seite zu erfreuen. Tante Petronella lebte nur für ihre Katzen, was galt ihr eine schöne Menschenseele! Und seitdem ich als Knabe das Unglück gehabt hatte, eine dieser feisten Katzen mit einem Steinwurf zu tödten, war ich für Tante Petronella das enfant terrible. Ich habe mir daraus wenig gemacht, mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, und ich habe nie darauf gehofft, daß ich Tante Petronella beerben würde."

„Bist Du der einzige Verwandte?" fragte Helene.

„Ich bin der letzte meines Stammes!"

„Und war die Tante reich?"

„Die Mädels sind doch sehr interessirt!" lachte Paul. „Reich? Ja, liebes Kind, wie groß das hinterlassene Vermögen sein wird, kann ich nicht wissen, aber jedenfalls ist es nicht unbedeutend. Tante Petronella hat von den Zinsen desselben sorgenfrei gelebt, und so viel ich weiß, war sie in Bezug auf ihre eigene Person nichts weniger als geizig."

„So kann man Ihnen also Glück wünschen?" sagte Fanny in heiterem Tone. „Sie werden

nun vielleicht auf das Anerbieten des Herrn Romberg verzichten können?"

„Ich würde es ohnedies nicht angenommen haben!" erwiederte Paul. „Aber lieb ist es mir, daß ich nun einen triftigeren Vorwand habe, unter dem ich es zurückweisen kann. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen! Ich werde nun ein eigenes Geschäft gründen oder ich erweitere mit meinem ererbten Gelde diese Speisewirthschaft zu einem Gasthofe."

„Nur nicht zu hoch hinaus!" warnte Helene.

„Pah, wer etwas Treffliches leisten will, muß den Blick in die Zukunft richten und beharrlich nach dem Ziele streben, welches er sich vorgesteckt hat. Ob Kaufmann oder Gastwirth, der Name thut nichts zur Sache!"

Fanny hatte sich erhoben, sie fühlte, daß ihre Gegenwart jetzt nur noch störend war.

Ueberdies war es auch schon ziemlich spät geworden, und die Zeit rascher verstrichen als man geglaubt hatte.

Helene bat die Freundin noch zu bleiben, Paul erbot sich, Fräulein Vogel zu begleiten.

Helene und ihre Mutter begleiteten Fanny

bis zur Hausthüre, hier nahmen sie Abschied von ihr, und als die Hausthüre hinter ihnen geschlossen war, bot Paul seiner schönen Begleiterin den Arm an.

In demselben Augenblick trat eine dunkle Gestalt aus dem Schatten der Häuser hervor, und Paul fühlte, wie die Hand Fannys auf seinem Arm zitterte.

„Verlassen Sie mich nicht," flüsterte Fanny, „ich will nicht allein mit ihm sein. Sie hätten mir das ersparen sollen."

„Darf ich um die Ehre der Begleitung bitten?" sagte Theodor, der jetzt an der andern Seite Fannys sich befand.

„Sie sehen, daß ich keines weiteren Schutzes bedarf," erwiederte Fanny kalt.

„Dann muß ich Ihnen in Gegenwart unseres Freundes das sagen, was ich am liebsten unter vier Augen Ihnen gesagt hätte."

„Sparen Sie die Worte, es wäre verlorene Mühe!"

„Sie wollen mich nicht anhören?" fragte Theodor mit zitternder Stimme. „Sie müssen mich anhören, ich verlange es als ein Recht, welches ich beanspruche! Fanny, ich liebe Sie noch heute so heiß und innig, wie damals, ich

kann Sie nicht vergessen, ich muß Sie lieben bis zu meinem Ende."

„Wie oft haben Sie damals mir dieselben Worte gesagt!"

„Wollen und können Sie nicht verzeihen? Ist Ihr Herz so gefühllos und grausam —"

„Herr Romberg, nichts berechtigt Sie, solche Worte an mich zu richten," sagte Fanny, das Haupt trotzig erhebend. „Wenn Einer von uns Vorwürfe machen darf, so bin ich es, aber ich schweige, ich habe mit der Vergangenheit abgeschlossen, und es wäre mir lieb, wenn ich nicht mehr an sie erinnert würde."

„Erinnert Sie Ihr Herz nie daran?" fragte der junge Mann erregt. „Spricht denn keine Stimme mehr für mich? Fanny, ich bin zu Allem bereit! Ich bin entschlossen, mit meinem Vater zu brechen —"

„Das Alles haben Sie mir früher schon gesagt, und Sie wissen, wie ich darüber denke," fiel Fanny ihm in die Rede. „Weshalb verfolgen Sie mich noch immer? Können Sie die Erinnerung an Ihren Verrath aus meinem Gedächtniß tilgen? Ich bitte Sie, greifen Sie nicht störend in den Frieden ein, den ich so schwer und mühsam mir errungen habe, unsere

Wege gehen ja aus einander, sie können nie wieder sich vereinigen."

„Nie, Fanny?"

„Nein —"

„Sprich das Wort nicht aus, es würde mich der Verzweiflung und dem Wahnsinn in die Arme jagen!" rief Theodor in leidenschaftlicher Aufwallung. „Dann träfe Dich die Schuld und die Verantwortung —"

„Ich bitte Sie, verlassen Sie mich!" sagte Fanny, ihm in die Rede fallend. „Diese Unterredung muß ja für Sie ebenso peinlich sein, wie für mich."

Theodor blieb stehen, der Trotz war in ihm erwacht, die kalte, fast verächtliche Zurückweisung erbitterte ihn.

Paul wollte ebenfalls stehen bleiben, er fühlte Mitleid mit dem Freunde, aber Fanny zog ihn mit sich fort.

„Weshalb sagten Sie ihm, daß ich Ihre Braut besuchen wollte?" fragte sie vorwurfsvoll. „Sie mußten doch wissen, daß mir diese Begegnung nur peinlich und unangenehm sein konnte!"

„Ich habe hier blos ein Amt und keine Meinung!" erwiederte Paul achselzuckend. „Und

die Worte, welche sie vorhin meinem Freunde gesagt haben, werden Sie auch zurücknehmen, darauf möchte ich jede Wette eingehen. Weshalb sind Sie so schroff gegen ihn, mein Fräulein? Man muß vergeben und vergessen können, wer das nicht kann, der verbittert sich selbst das Leben."

Fanny schwieg, die Beiden bogen in diesem Augenblick in die Straße ein, in der die Gebrüder Vogel wohnten.

„Sie quälen sich selbst und den Mann, den Sie nach meiner festen Ueberzeugung noch immer lieben," fuhr der Reisende fort, „Theodor wird nicht nachlassen, bis er den Groll bezwungen und die Verzeihung erlangt hat —"

„Ich glaube nicht, daß er das erreichen wird!"

„Die Ausdauer eines liebenden Herzens überwindet Alles."

„Auch wenn die Liebe erloschen ist?"

„Wahre Liebe kann nicht erlöschen."

Fanny blieb vor ihrer Wohnung stehen und zog die Glocke.

„Sie würden anders reden, wenn Sie die Erfahrungen gemacht hätten, die ich machen mußte," sagte sie, „Alles kann die Liebe ver-

zeihen, nur den Verrath nicht. Gute Nacht, Herr Vetter, ich danke Ihnen für die Begleitung und bitte Sie, Ihren Angehörigen meine herzlichsten Grüße zu bringen.“

Sie reichte dem jungen Manne die Hand und trat in das Haus, und gedankenvoll begab Paul sich auf den Rückweg.

Er hatte sich von dieser Begegnung einen besseren Erfolg versprochen, er konnte nicht begreifen, daß Fanny nicht die versöhnende Hand nehmen wollte, die ihr geboten wurde.

Theodor erwartete in einer Seitenstraße den rückkehrenden Freund, er war fieberhaft erregt, und in dieser Erregung urtheilte er sehr hart und scharf über den Eigensinn Fannys, an dem das Glück seines Lebens scheitern sollte.

Weiter sei es nichts als Eigensinn und Trotz, sagte er, sie habe ihn auch damals nicht geliebt, sie habe bei der Verlobung mit ihm nur an die glänzende Parthie gedacht, und es sei ihr größter Aerger, daß der Bruch ihre schöne Rechnung durchkreuzt habe.

Er sagte das Alles in einem so bitteren, gereizten Tone, daß Paul dazu nicht schweigen konnte, er fühlte sich verpflichtet, die so leidenschaftlich angegriffene Dame in Schutz zu nehmen.

Er erwiederte ihm, das Recht, Vorwürfe zu machen, sei eher auf der Seite Fannys, als auf seiner Seite, er könne und dürfe nicht verlangen, daß sie das Vorgefallene so ganz vergessen und die Hand, die er ihr biete, annehmen solle, diesen Widerstand habe er voraussehen müssen, ihn zu überwinden, werde erst im Laufe der Zeit gelingen.

„Sagen Sie das nicht," versetzte Theodor unwillig, „ich werde ihn niemals überwinden. Sie haßt mich, sie kann mir nicht verzeihen, daß ihre schönsten Hoffnungen vernichtet worden sind. Und was hätte sie nun, wenn sie meine Hand annähme? Ich müßte mit meinem Vater brechen und könnte ihr nicht mehr die bevorzugte Stellung bieten, auf die sie so sicher gerechnet hatte. Weil sie das weiß, beharrt sie bei ihrem Eigensinn —"

„Herr Romberg, Sie urtheilen da in den Tag hinein," unterbrach Paul ihn, „die Worte, deren Sie sich bedienen, sind für die junge Dame beleidigend."

„Und wie nennen Sie die Worte, welche Fräulein Vogel mir gesagt hat?"

„Na, im Großen und Ganzen hat sie Ihnen nur Wahrheit gesagt. Haben Sie Geduld, Ver-

ehrtester. Sie werden das ersehnte Ziel erreichen! Es irrt der Mensch, so lang' er strebt, man muß Nachsicht mit seinen Schwächen haben. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme. Geduld! sage ich noch einmal, Sie werden in den Hafen gelangen, wenn auch jetzt noch Stürme dräuen."

Theodor blickte seinen Begleiter forschend an.

„Sie sagen das so zuversichtlich," erwiederte er, „können Sie mir überzeugende Beweise für die Wahrheit Ihrer Behauptung geben?"

„Nein," sagte der Commis-Voyageur, „das kann ich nicht. Ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge, wie für Thoren! werden Sie denken. In Gottes Namen, ich überlasse es der Zeit, meine Behauptung zu beweisen, halten Sie nur fest, und zeigen Sie der Dame, daß die Reue Ihnen Ernst ist."

„Habe ich es ihr nicht gezeigt?"

„Sie glaubt noch nicht daran!"

„Was soll ich nun noch thun? Diese Demüthigungen sind mir furchtbar, „ich stehe vor Der, die ich liebe, wie ein Schulbube und kann mich nicht vertheidigen gegen ihre Vorwürfe."

„Ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten," erwiederte Paul, „nur Muth und

Ausdauer! Fräulein Vogel ist nun mit meiner Braut befreundet, Helene wird auch für Sie wirken, verlassen Sie sich darauf. Apropos, sagen Sie doch Ihrem Herrn Vater, ich danke ihm nochmals für sein gütiges Anerbieten, aber annehmen könne ich es nicht."

„Sie wollen in Ihrer gegenwärtigen Stellung bleiben?"

„Vielleicht, ich weiß das noch nicht. Es kommt eben darauf an, wie groß der Nachlaß meiner Tante Petronella ist."

„Sie haben eine Erbschaft gemacht?"

„Vor einer Stunde empfing ich die Nachricht. Was ich nun thun werde, kann ich erst dann bestimmen, wenn ich die Hinterlassenschaft meiner Tante berechnet habe. Vielleicht finde ich weniger, als ich erwartete, vielleicht auch mehr, ich nehme Alles dankbar an, zur Gründung des eigenen Herdes wird es wohl ausreichen. Aber ich hätte auch ohnedies das Anerbieten Ihres Herrn Vaters nicht angenommen, ich mag doch nicht den Vorwurf auf mich laden, daß ich Denen, die mir wohlwollten, mit Undank gelohnt habe, wenngleich auch Jeder sich selbst der Nächste ist."

„Dasselbe wollte ich Ihnen heute Morgen

sagen, aber ich fürchtete, Sie würden darin Eigennutz finden. Wann werden Sie das Erbe erhalten?"

„Ich reise morgen früh ab."

„Müssen Sie eine weite Reise machen?"

„Ich werde erst morgen Abend an dem Ziele ankommen."

„So sehe ich Sie wohl in den nächsten acht Tagen nicht?"

„Schwerlich. Sobald ich zurückgekehrt bin, suche ich Sie in der Restauration auf, lassen Sie bis dahin Alles ruhen, Sie dürfen Fräulein Vogel jetzt nicht drängen. Ich würde Ihnen vorschlagen, eine Flasche Wein mit mir zu trinken, aber ich habe noch einige Anordnungen für die Reise zu treffen —"

„Ich will Sie nicht länger aufhalten," sagte Theodor, dem Freunde die Hand reichend, „reisen Sie glücklich, und vor allen Dingen wünsche ich Ihnen, daß die Reise sich der Mühe lohnen möge."

Paul nahm Abschied, und am liebsten wäre Theodor jetzt auch nach Hause gegangen, er befand sich ja nicht in der Stimmung, im Kreise heiterer Zechgenossen zu scherzen. Die wiederholte Zürückweisung von Seiten Fannys, die

Demüthigung im Beisein seines Freundes hatte ihn erbittert und gekränkt; er konnte jetzt die Hoffnungen nicht mehr theilen, die Paul Vetter trotz alledem vertheidigte.

Er hatte dem Inspektor Rubens versprochen, ihn in der Weinschenke aufzusuchen, es war ein unangenehmer Gang für ihn, aber sein Versprechen mußte er einlösen, es knüpften sich daran auch für ihn zu wichtige Interessen.

Der Inspektor erwartete ihn schon seit zwei Stunden, er verhehlte dem jungen Herrn seine Ungeduld nicht und bemerkte dabei, von der Pünktlichkeit hänge sehr häufig der Erfolg eines Unternehmens ab.

Theodor suchte sich zu entschuldigen, aber der Inspektor schüttelte ärgerlich das graue Haupt.

„Damit wird nichts geändert," sagte er, „ich muß Sie bitten, ein anderes Mal pünktlicher zu sein. Das Billet, welches Sie mir heute Mittag gaben, habe ich geprüft, ich kenne die Handschrift."

Der junge Mann sah den Inspektor überrascht an.

„Der Bursche kann also gefaßt werden?" fragte er.

„Wenn es gewünscht wird — ja, ich weiß nur nicht, ob eine Verhaftuug desselben Ihnen wünschenswerth sein kann.“

„Daß er die Papiere besitzt, geht aus diesem Billet unzweifelhaft hervor.“

„Allerdings, aber ob sie auch in unsere Hände fallen, wenn er verhaftet wird, ist eine andere Frage. Sodann gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es Ihnen gleichgiltig ist, wenn jene Papiere, welche, wie Sie sagen, Familiengeheimnisse enthalten, in andere Hände kommen.“

„Wenn das vermieden werden könnte, so würde es gewiß meinem Vater sehr angenehm sein.“

„Kennen Sie den Inhalt dieser Dokumente?“

„Nein.“

„Also ist er auch Ihnen ein Geheimniß?“ fragte der Inspektor mit einem lauernden Blick auf das Antlitz des jungen Mannes. „Haben Sie denn nicht versucht, dieses Geheimniß zu erforschen?“

„Mein Vater sprach nicht gerne darüber, wie es mir schien. Er wünscht, daß auch Sie die Papiere nicht lesen, wenn dieselben in Ihre Hände fallen sollten, ich habe geglaubt, in Ihrem Namen ihm das zusagen zu dürfen.“

Der Inspektor nickte zustimmend und strich mit der Hand über sein glattrasirtes Kinn.

„Es ist nicht meine Sache, in die Geheimnisse Anderer einzudringen, vorausgesetzt, daß ich nicht dazu aufgefordert werde,“ erwiederte er. „Aber dabei läßt es auch auf der anderen Seite sich mitunter nicht vermeiden, daß ich Geheimnisse erfahre, ohne sie zu suchen; ich kann also auch hier nichts versprechen. Natürlich gelobe ich Verschwiegenheit unter allen Umständen, was ich auch erfahren mag, ich werde nichts verrathen. Es handelt sich also nun darum, welcher Weg eingeschlagen werden soll, oder richtiger gesagt, auf welchem Wege wir unseren Zweck voraussichtlich am sichersten und schnellsten erreichen werden. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es von Ihrer Seite ein Fehler war, den Wildhüter im Gefängniß zu besuchen. Reimann wurde dadurch auf den Werth der Dokumente aufmerksam gemacht, und ein so geriebener Bursche, wie er, findet immer einen Weg, auf dem er seinen Genossen eine Nachricht zukommen lassen kann. Ist ihm dies letztere gelungen, dann werden wir mit dem Besitzer der Papiere einen harten Stand haben.“

„Sie rathen also von der Verhaftung ab?" fragte Theodor gedankenvoll.

„Vorläufig gewiß. Der Bursche hat seine Maßregeln getroffen, ich kenne ihn, er ist einer unserer schlauesten Verbrecher. Verhaften wir ihn, so haben wir die Papiere noch lange nicht, und trotz allen Suchens werden wir sie auch nicht finden. Dann fehlen uns auch die Beweise für seine Schuld, Reimann wird den Genossen nicht verrathen, und der Richter wird den Letzteren nicht verurtheilen können."

„So würden Sie also auch vorziehen, auf die Strafe zu verzichten?"

„Nein," sagte der Inspektor barsch. „Solchen Personen gegenüber kann ich mich dazu nur schwer entschließen. Aber aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben; haben wir erst die Papiere, so können wir unbesorgt die Verhaftung wagen, seiner verdienten Strafe soll der Bursche nicht entgehen."

„Und wie wollen Sie es anfangen, um die Papiere zu erhalten?" fragte Theodor.

„Um diese Frage befriedigend beantworten zu können, müßte ich wissen, welches Opfer Ihr Vater zu bringen geneigt ist, wenn ich die Dokumente ihm verschaffe."

„Er hat mir gesagt, daß er gerne ein Opfer bringen würde, aber über die Höhe desselben äußerte er nichts.“

„Wir können darüber mit ihm reden, wenn ich weiß, welche Forderung der Bursche stellt.“

„Und wann werden Sie es wissen?“

„Vielleicht morgen schon.“

Theodor nickte befriedigt.

„Sollte er eine zu hohe Forderung stellen, so muß man ihn darauf aufmerksam machen, daß ihm nur die Wahl bleibt zwischen dem Zuchthause und —“

„Mein lieber Herr, das Alles ist meine Sache,“ fiel der Inspektor dem jungen Manne in's Wort. „Sie haben mir die Angelegenheit übertragen, nun müssen meine Erfahrungen mir zu Hilfe kommen, von Ihrem Rathe kann ich keinen Gebrauch machen, er ist werthlos für mich.“

„Wollen Sie noch heute Abend den Gauner aufsuchen?“ fragte Theodor, den die etwas derbe Zurechtweisung unangenehm berührt hatte.

„Jedenfalls.“

„Dann wird es Zeit sein.“

„Wie viel Uhr haben Sie?“

„Beinahe elf Uhr.“

„So kann ich immerhin noch eine Stunde warten. Daß ich's nicht vergesse," fuhr der Inspektor in etwas lebhafterem Tone fort, „Sie könnten mir vielleicht einen Gefallen erzeigen."

„Von Herzen gerne."

„Wenn ich nicht irre, ist Ihr Vater der Bankier des Grafen v. Hohenhausen."

„Gewiß — weshalb —"

„Erlauben Sie, wie lange stehen Sie schon in dieser Weise mit dem Grafen in Verbindung?"

„Seit zwanzig Jahren."

„Und der jetzige Graf Hohenhausen wanderte vor etwa achtzehn Jahren aus."

„So lange kann es her sein."

„Besitzen Sie vielleicht aus jener Zeit einen Brief, einen Wechsel oder irgend eine andere Handschrift des gegenwärtigen Gutsherrn?" fragte der Inspektor in einem so gleichgiltigen Tone, daß man hätte glauben können, er lege auf die Antwort gar keinen Werth.

„Eine Handschrift des Grafen aus jener Zeit?" erwiederte Theodor befremdet.

„Ich will Ihnen sagen, zu welchem Zwecke ich sie wünsche — natürlich rechne ich dabei auf Ihre Verschwiegenheit. Graf Hohenhausen

war in jener Zeit, wie Ihnen wohl auch bekannt sein wird, ein Wildfang und es unterliegt durchaus keinem Zweifel, daß er sich genöthigt sah, Schulden zu machen, um seine Ausgaben zu bestreiten; von seinem Vater erhielt er keinesfalls die nöthigen Summen."

„Soviel ich weiß, sind diese Summen später gedeckt worden!"

„Jawohl, aber es scheint doch, daß man einige übersehen hat, vielleicht auch haben einzelne Gläubiger sich damals nicht gemeldet. Thatsache ist es, daß jetzt noch Forderungen aus jener Zeit geltend gemacht werden, und daß die Aechtheit der Schuldscheine bestritten wird. Um mir über letzteren Punkt Gewißheit zu verschaffen, bedarf ich einer Handschrift des Grafen aus derselben Zeit, aus welcher jene Schuldscheine herrühren, damit ich Vergleiche anstellen kann."

„Wenn eine solche Handschrift in unserem Besitze ist —"

„Es wäre ja möglich," sagte der Inspektor. „Wenn Sie nur die Güte haben wollten, die alten Briefe und Quittungen durchzusehen!"

„Sobald ich die Zeit dazu finde!"

„Ich will Sie nicht drängen, so gerne ich

auch mir recht bald diese Gewißheit verschaffen möchte! Sagen Sie Niemand etwas davon, auch nicht Ihrem Herrn Vater; es wäre mir unangenehm, wenn Graf Hohenhausen etwas davon erführe. Es kann ja sein, daß die Schuldscheine gefälscht sind, und dann würde meine Untersuchung den Grafen kränken."

„Und einen so hochstehenden Herren möchten Sie wohl nicht gerne erzürnen?" fragte Theodor.

„Wenn ich es vermeiden kann, so werde ich gewiß nicht so thöricht sein, den Groll und Haß eines solchen Herrn herauszufordern," erwiederte der Inspektor ruhig, indem er seinen Hut nahm. „Sie würden das auch nicht thun. Also haben Sie wohl die Güte, an die Erfüllung meines Wunsches zu denken?"

„Sobald es mir irgend möglich ist! Und wann erhalte ich von Ihnen Antwort?"

„Kommen Sie morgen in der Mittagstunde zu mir, Sie hören dann, was ich bis dahin ausgerichtet habe."

Der Inspektor nickte nach diesen Worten dem jungen Herrn zu und verließ die Weinschenke.

---

7. Capitel.

Wichtige Dokumente.

Ein schneidender Nordostwind wehte dem alten Inspektor entgegen, als er die gastlichen Räume der Weinschenke verlassen hatte; der alte Mann hüllte sich fest in seinen Mantel, rückte den Hut tief in's Gesicht und durchschritt rasch die öden, stillen Straßen.

Er wanderte einem entlegenen Stadtviertel zu, jenem Viertel, in dessen engen Gassen und Gäßchen Armuth, Verbrechen und Laster ihre Schlupfwinkel suchten und fanden. Es war für jeden gutgekleideten Menschen ein verpöntes Revier, die Kleidung allein reizte schon die Bewohner dieser unsauberen Gassen zu Beleidigungen, ja Mißhandlungen, wenn diese Beleidigungen nicht schweigend hingenommen wurden.

Selbst die Beamten drangen nicht gerne in diese Gassen ein, und eine Razzia, so schlau sie auch angelegt sein mochte, half ihnen auch in den meisten Fällen nichts, denn es gab hier so viele Verstecke, Schlupfwinkel und Ausgänge, daß sogar die Eingeweihten sich kaum darin zurechtfinden konnten.

Der Inspektor Rubens ließ durch solche Besorgnisse sich nicht abschrecken, er kannte keine Furcht, er hatte der Gefahr so oft die Stirne geboten, daß er gleichgiltig gegen sie geworden war.

Er kannte in diesen Gassen fast jedes Haus, er kannte auch die Mehrzahl der Bewohner, und wenn er auch wußte, daß man ihn nicht gerne kommen sah, so fürchtete er die finsteren Mienen und drohenden Blicke doch nicht; bis jetzt hatte noch Niemand eine Hand gegen ihn erhoben.

Am Eingange dieses Gassenlabyrinths, wie man dieses Stadtviertel mit Recht nennen konnte, begegnete der Inspektor einem Polizeibeamten, der bei dem Anblick des kleinen vermummten Mannes sofort stehen blieb, um ihn prüfend mit offenbarem Mißtrauen zu betrachten.

Der Inspektor schlug den hohen Kragen seines Mantels auseinander.

„Kennen Sie mich?“ fragte er.

„Zu Befehl!“ lautete die höfliche Antwort.

„Gut. Sollte ich innerhalb einer Stunde nicht zurück sein, so haben Sie wohl die Güte, dem rothen Hirsch einen Besuch zu machen.“

„Es soll geschehen.“

„Haben Sie den einäugigen Bob heute Abend gesehen?“

„Ja, aber nur flüchtig.“

„Kam er von draußen, oder ging er hinaus?“

„Er kam.“

„So werde ich ihn im rothen Hirsch finden. Sie haben wohl die Wache bis morgen früh?“

„Jawohl,“ erwiederte der Beamte, der jede Antwort in höflichem, aber kurz angebundenem Tone gab.

„Also auf Wiedersehen hier oder im rothen Hirsch!“

Der Inspektor setzte nach dieser kurzen Unterredung seinen Weg fort und blieb endlich vor einem Hause stehen, dessen Thüre trotz der späten Stunde weit geöffnet war.

Kein einziges Fenster dieses ziemlich großen, kasernenartig gebauten Hauses war erleuchtet, aber ein scharfes Ohr konnte deutlich ein Gewirr von vielen Stimmen vernehmen, welches die

undurchdringliche Finsterniß, die hier herrschte, noch unheimlicher machte.

Der alte Mann kannte den Weg, er trat in das Haus hinein, bog nach einigen Schritten in einen Seitengang ein und stieg dann eine feuchte, schlüpfrige Steintreppe hinunter, an deren unterem Ende er auf eine Thüre stieß.

Diese Thüre war verschlossen, er mußte anklopfen und zwar in einer nur den Besuchern dieser Spelunke bekannten Weise, wenn er Einlaß erhalten wollte.

Die Thüre wurde unverzüglich geöffnet, und der Inspektor trat rasch ein, unbekümmert um den trotzigen, drohenden Blick, mit welchem der Vagabund, der die Thüre in der Hand hielt, ihn empfing.

Er befand sich jetzt in einem niedrigen gewölbten Raume, der einem Teniers zu charakteristischen Bildern reichen Stoff geboten hätte. Die Tische und Bänke bestanden aus ungehobelten Brettern, die auf rohen, in die Erde eingerammten Pfählen lagen, zwei von der gewölbten Decke niederhängende Lampen verbreiteten ein unsicheres Licht, welches kaum genügte, die Züge der Anwesenden erkennen zu lassen.

Und dies Letztere wurde noch mehr erschwert durch den Tabaksqualm, der den Raum füllte und den Athem beengte.

Indeß, was lag daran! Die Gäste, die hier sich einfanden, verlangten weder reine Luft, noch einen bequemen Sitz, noch Reinlichkeit und freundliche Bedienung, sie waren zufrieden, wenn ein volles Glas vor ihnen stand, und die stinkenden Rauchwolken des Tabaks sie umhüllten.

Es war eine sehr gemischte Gesellschaft aus Weibern und Männern, mit dem Alter des ersten Lebensfrühlings beginnend und mit dem Greisenalter endigend.

Gruppenweise saßen sie beisammen, in ihrem Gaunerjargon mit einander plaudernd, und es fehlte dabei nicht an derben Wortspielen, denen rohes, schallendes Gelächter folgte.

Der Inspektor hatte diese widerwärtige und dennoch interessante Gesellschaft mit einem raschen Blick geprüft, dann schritt er auf einen kleinen untersetzten Mann zu, der, gleich den meisten Anwesenden, von dem neuen Gast keine Notiz genommen hatte.

Das rothe aufgedunsene Gesicht dieses Mannes verrieth nicht nur die Wildheit und Verschlagen=

heit seines Charakters, sondern auch eine eiserne, unbeugsame Willensfestigkeit, die vor nichts zurückschreckte.

Sein Anzug war der eines Arbeiters, einfach und aus groben Stoffen, aber nicht zerlumpt und auch nicht unsauber, er schien etwas mehr auf sich zu halten, wie der hagere Bursche mit dem röthlich schimmernden Haar und den lauernden, stechenden Augen, der ihm gegenüber saß und fast unaufhörlich an den Nägeln seiner unsauberen Finger nagte.

Die Kleidung dieses Mannes ließ Spuren früherer Eleganz erkennen, war jetzt aber fadenscheinig und stellenweise mit einer glänzenden Fettkruste überzogen, sie paßte zu dem mit Sommersprossen übersäeten Gesicht, dessen Züge noch jetzt neben niedriger Genußsucht, Habgier und Gemeinheit, Intelligenz verriethen.

„Bob!“ sprach der Inspektor leise, indeß er seine Hand auf die Schulter des untersetzten Mannes legte.

Der Angeredete blickte bestürzt auf, eine Weile blieben seine Augen starr, dann aber loderte Zornesgluth jäh in ihnen auf.

„Zum Teufel, was habt Ihr hier zu suchen?“ rief er.

„Still," erwiederte der Inspektor ruhig, „Ihr werdet Eure Geschäfte nicht Jedem verrathen wollen. Kann ich unter vier Augen einige Worte mit Euch reden?"

„Ihr möchtet mich wohl in aller Stille hinausschaffen, wie?"

„Bin ich Polizeibeamter?"

„Ihr waret es!"

„Wenn ich Euch verhaften wollte, Bob, so würde ich ein Dutzend Beamte hinter mir haben," sagte der Inspektor ruhig. „Habt Ihr wirklich ein so böses Gewissen?"

„Bah, Ihr fragt nicht lange nach Beweisen! Euch genügt schon ein Verdacht —"

„Ich will Euch vollständig beruhigen, ich komme im Auftrage eines Bankiers."

Bob heftete die blutunterlaufenen Augen auf den Genossen, der ihm gegenüber saß und eifriger denn zuvor an den Nägeln kaute.

„Was sagt Ihr dazu, Doktor?" fragte er.

„Hört erst weiter," lautete die Antwort, „wir wissen ja noch nicht, wo hinaus der Mann will."

„Ich werde nun kein Wort mehr reden, so lange wir nicht unter vier Augen sind," sagte der Inspektor, dessen Blick forschend auf dem

‚Doktor‘ ruhte. „Nebenan gibt es ja einen besonderen Raum, in welchem derartige Geschäfte abgemacht zu werden pflegen.“

„Noch eine Frage,“ erwiederte Bob. „Wollt Ihr mir einen Vorschlag machen, oder kommt Ihr, um mir zu drohen?“

„Wenn ich drohen will, habe ich die Polizei hinter mir!“

„Und Ihr gebt mir Euer Ehrenwort darauf, daß dies heute nicht der Fall ist?“

„Ich gebe es.“

Bob nickte und erhob sich von seinem Sitze, er sprach mit dem Wirth einige Worte und folgte demselben in das nebenanliegende Gewölbe, welches bedeutend kleiner, aber ebenso unsauber war.

Der Wirth stellte eine brennende Talgkerze, einen Krug und zwei Gläser auf den Tisch und entfernte sich wieder, und als der Inspektor nun die Thüre schließen wollte, stand der Doktor vor ihm.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte der alte Mann unwirsch.

„Achtgeben, daß Bob keine dummen Streiche macht,“ erwiederte der Doktor lakonisch.

„Laßt ihn nur ein,“ sagte Bob, „er muß dabei sein!“

„Und weshalb?“ fragte der Inspektor ärgerlich. „Ihr seid klug genug, Euren Vortheil zu wahren, eines Vormundes bedürft Ihr wahrhaftig nicht, Bob!“

„Bei diesem Geschäft doch! Fritz Keller kennt das Gesetz, er weiß auch den Werth von Familienpapieren zu schätzen.“

Ein heiseres Hohnlachen folgte diesen Worten, indeß der alte Mann überrascht den Doktor betrachtete, der seinem Genossen gegenüber Platz genommen hatte.

„Fritz Keller!“ sagte er sinnend. „Jetzt erkenne ich Euch wieder. Ihr waret Advokatenschreiber und habt wegen Urkundenfälschung im Zuchthause gesessen!“

„Das geht Niemand etwas an!“ erwiederte Keller mit einem tückischen Blick auf den Inspektor. „Wenn man seine Strafe abgesessen hat, so ist jede Erinnerung daran eine Injurie!“

„Nur nicht zu hoch hinaus!“ spottete der alte Mann. „Mit Leuten Eures Schlages macht man nicht viele Umstände, und eine Erinnerung an das Zuchthaus kann Euch nur heilsam sein, obgleich ich selbst glaube, daß sie keine Wirkung haben wird. Ihr wollt also bei dieser Unterredung zugegen sein?“

„Ja."

„Gut, die etwaigen Folgen müßt Ihr selbst tragen, Bob. Kommen wir zur Sache! Ihr habt da wieder ein gefährliches Geschäft gemacht, der Einbruch könnte Euch auf zehn Jahre in's Zuchthaus bringen, und es war nebenbei eine dumme Sache; da Ihr ja voraus wissen mußtet, daß es kein glänzendes Geschäft wurde. Einen feuerfesten Geldschrank zu öffnen ist kein Kinderspiel, und Ihr brächtet das mit den besten Instrumenten in drei Tagen noch nicht fertig."

Das rothe Gesicht Bobs verzog sich zu einem höhnischen Grinsen.

„Darüber könnt Ihr nicht urtheilen," erwiederte er. „Wer hat mich verrathen?"

„Eure eigene Handschrift. Ihr habt an den Bankier geschrieben, und auf Grund dieses Briefes könnte ich Eure Verhaftung beantragen."

„Und woher wolltet Ihr die Beweise für meine Schuld nehmen? Was beweist denn dieser Brief, den ebenso gut jeder Andere geschrieben haben kann? Reimann wird mich nicht verrathen, und dafür, daß Niemand die Dokumente findet, ist jetzt schon Sorge getragen. Fragt nur den Doctor, er wird Euch beweisen, daß ich gar nichts zu fürchten brauche."

„Durchaus nichts," fügte Keller hinzu, der offenbar der juridische Rathgeber dieser Gauner und Vagabunden war. „Man kann die Anklage gegen Bob nur dann aufrecht halten, wenn man in seinem Besitze die gestohlenen Dokumente findet, und diese Papiere wird man nicht finden. Sagen Sie dem Bankier, sobald Bob verhaftet werde, dürfe er sich darauf gefaßt machen, daß von den Dokumenten Gebrauch gemacht würde."

„Und daß dies auch in dem Falle geschieht, wenn mein Freund, der Doktor, gleichzeitig mit mir verhaftet wird," sagte Bob, während er eine kurze irdene Pfeife mit Tabak füllte. „Wir haben unsere Maßregeln für jeden Fall getroffen, entweder zahlt der Bankier, was wir verlangen, oder wir ruiniren ihn."

„So liegen die Dinge!" nickte der Doctor mit einem stechenden Blick auf den alten Mann, der seine Ruhe bewahrte. „Entweder — oder, einen Mittelweg gibt es nicht."

„Sind die Dokumente wirklich so werthvoll?" fragte der Inspektor zweifelnd. „Ich glaube, Ihr schätzt ihren Werth zu hoch."

„Der Doktor kennt das," spottete Bob, „er

weiß, wie viel die Papiere werth sind, und ich weiß es jetzt auch."

„Und wie viel fordert Ihr?"

„Zwanzigtausend Thaler!"

„Seid Ihr toll?"

„Toll? Mich soll der Teufel holen, wenn ich nicht das Doppelte fordern könnte. Was meint Ihr, Doktor?"

„Ich habe Euch schon gesagt, daß Ihr ein Narr seid, wenn Ihr es nicht thut," erwiederte Keller achselzuckend. „Wenn wir von den Papieren Gebrauch machen, spaziert der reiche Bankier in's Gefängniß. Das wird der Herr so gut wissen wie wir."

Der Inspektor schüttelte den Kopf. Daß diese Dokumente ein so gefährliches Geheimniß enthalten könnten, hatte er nicht erwartet, nach seiner Meinung und nach den Aeußerungen Theodors zu urtheilen, handelte es sich ja nur um Familienurkunden.

„Ich sage Euch noch einmal, Ihr überschätzt die Sache, und Eure Forderung ist gar zu unverschämt," erwiederte er, „auf diesen Vorschlag wird Romberg keinesfalls eingehen."

„Wir wollen keine Namen nennen," sagte Bob mit einem raschen Blick auf die Thüre,

„in diesem Punkte kann man nicht vorsichtig genug sein. Ihr kennt den Inhalt der Dokumente wohl nicht?“

„Nein.“

„So wollen wir Euch einweihen, so weit wir es ohne Gefahr für uns selbst dürfen.“

„Das ist unnöthig,“ erwiederte der alte Mann, der sich des Versprechens erinnerte, welches er Theodor gegeben hatte.

„Es wird dennoch nöthig sein,“ sagte Keller, „Ihr müßt erkennen, daß unsere Forderung nicht übertrieben ist. Ein Name braucht ja nicht genannt zu werden.“

„Ja, es ist besser, wenn Ihr einen klaren Blick gewinnt,“ versetzte Bob, dem Inspektor eine mächtige Rauchwolke in's Gesicht blasend. „Also gebt Acht. Vor länger als zwanzig Jahren übergab ein guter Freund dem Bankier eine große Summe und zugleich mit dem Gelde ein Testament, in welchem sein einziger Sohn als Erbe dieser Summe eingesetzt wurde. Der Sohn lebt noch und hat gar nichts, der Vater ist bald nach der Ausfertigung des Testamentes an der Cholera gestorben, wie dies aus einer Notiz des Bankiers deutlich hervorgeht. Also hat der Sohn bis heute noch nichts erhalten,

er wird nicht einmal eine Ahnung von dem Testamente und dem Nachlaß seines Vaters haben. Wie nennt man das, Doktor?"

„Unterschlagung!"

„Wie rasch Ihr Eure Schlüsse zieht!" sagte der Inspektor mit schneidender Ironie. „Kann der Bankier nicht das Geld längst gezahlt haben? Ist es nicht möglich, daß er es dem verstorbenen Freund kurz vor dem Tode desselben zurückgegeben hat?"

„Wäre dann das Testament in seinen Händen geblieben?" fragte der Doktor in demselben Tone.

„Und würde er nicht dieses Testament vernichtet haben, wenn er wirklich die Unterschlagung beabsichtigt hätte?"

„Das beweist gar nichts," sagte Keller. „Er mag seine besonderen Gründe gehabt haben, das Dokument nicht zu vernichten, vielleicht war's auch nur Nachlässigkeit, daß er's nicht that, wer kann das wissen und was kümmert es uns! Wir brauchen ja nur dem Erben das Testament zu zeigen, so haben wir Gewißheit."

„Auch unnöthig!" bemerkte Bob. „Wenn das Dokument werthlos wäre, und der Bankier

ein reines Gewissen hätte, würde er nicht mit uns in Unterhandlung treten. Daß er das thut, beweist die Wahrheit unserer Behauptung."

Der Inspektor mußte die Richtigkeit dieser Bemerkung zugeben, er konnte nichts gegen sie einwenden, und es wurde ihm nun auch klar, daß bei dieser Sachlage mit Drohungen nichts ausgerichtet wurde.

„So lange ich nicht selbst die Dokumente gelesen und geprüft habe, kann ich nicht über ihren Werth urtheilen," sagte er nach einer Pause, während der die Vagabunden ihre Gläser geleert und wieder gefüllt hatten. „Aber in jedem Falle ist die Forderung zu hoch."

„Zu niedrig!" erwiederte der Doktor. „Die Summe, welche der Bankier vor zwanzig Jahren erhielt, betrug vierzigtausend Thaler, mit Zins und Zinseszins macht das heute über hunderttausend Thaler. Ich will zugeben, daß der Bankier dieses Geld zahlen kann, aber damit wäre für ihn die Sache noch nicht abgemacht."

„Weshalb nicht, wenn der Erbe nicht klagen will?"

„Wenn er auch nicht klagen wollte, so wäre der Bankier doch entehrt! Freilich, in diesem Punkte haben solche Leute mitunter ein weites

Gewissen und den Schuft nehmen sie ohne Bedenken auf sich, wenn der Schurkenstreich nur geheim bleibt!"

„Und hier würde er nicht geheim bleiben," sagte Keller. „Dafür, daß er unter die Leute kommt, würden wir Beide schon sorgen! Will der Bankier nicht den Vergleich mit uns, so haben wir keine Veranlassung, ihn zu schonen. Und weshalb sollen wir nicht aus diesem Geschäft herausschlagen, was herauszuschlagen ist? Wenn Bob meinem Rathe folgte, forderten wir die doppelte Summe, der Bankier muß sie ja bewilligen."

„Und wißt Ihr, was ich glaube?" erwiederte der Inspektor, der am liebsten diese Gauner in's Gefängniß geführt hätte. „Daß an der Höhe Eurer unverschämten Forderung Alles scheitern wird! Denkt Ihr, der Erbe werde Euch für das Dokument die hohe Summe zahlen?"

„Mit Vergnügen!" antwortete Keller.

„Unsinn! Ihr solltet Euch mit einer kleinen Summe begnügen und Gott danken, daß Ihr an dem Zuchthause noch einmal vorbeigekommen seid."

Bob zuckte mit verächtlicher Miene die Achseln und drückte mit dem Daumen die Asche in seiner Pfeife nieder.

„Es ist eine Dummheit, einem Menschen, der einmal im Zuchthause gewesen ist, immerfort mit dem Zuchthause drohen zu wollen,“ sagte er. „Es ist gar nicht so schlimm in dem Hause, man entbehrt da weiter nichts als die Freiheit, und schließlich gewöhnt sich der Mensch an Alles. Was bleibt uns denn Anderes übrig, als die Rückkehr in jenes Haus? Arbeit gibt man uns nicht, wenn wir auch noch so treu und fleißig sein wollen, also müssen wir stehlen, um das armselige Leben zu fristen! Und wie Mancher wird wieder hineingebracht, der das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, gar nicht begangen hat!“

„Da redet Ihr wieder Unsinn, Bob!“ erwiederte der Inspektor. „Besser könntet Ihr sagen, daß Mancher ein Verbrechen begeht, der gar nicht hinein kommt.“

„Dies Glück haben nur Leute, wie der Bankier; der arme Teufel wird immer gefaßt, mit ihm macht man kurzen Prozeß. Sitzt Reimann nicht auch wieder in Untersuchungshaft?“

„Wollt Ihr behaupten, er sei schuldlos?“

„An dem Einbruch nicht, wohl aber an dem anderen Verbrechen. Er hat den Raubmord nicht begangen, darauf schwöre ich einen Eid!“

„Wenn Ihr das so sicher wißt, weshalb zeugt Ihr nicht für ihn?“ sagte der alte Mann, sich seiner Unterredung mit Gronau erinnernd.

„Ich werde mich hüten, und welchen Werth hat auch mein Zeugniß? Der Staatsanwalt wäre im Stande, mich wegen eines Meineides einstecken zu lassen.“

„Wißt Ihr denn überhaupt etwas Näheres?“

„Nein, aber ich glaube, daß ich schärfer sehe, wie der Untersuchungsrichter, der die Möglichkeit der Schuldlosigkeit niemals berücksichtigt,“ erwiederte Bob, dessen wulstige Lippen ein höhnisches Lächeln umspielte. „Hätte Reimann das Verbrechen begangen, so würde er mit mir darüber gesprochen haben, und wenn er das nicht wollte, so hätte er mir auch nicht die Brieftasche mit dem Gelde gezeigt.“

„Fiel es Euch denn nicht auf, daß er so viel Geld besaß?“

„Er behauptete, es gefunden zu haben — weshalb sollte das eine Lüge gewesen sein?“

„Euch schien das also glaublich?“

„Reimann hat mir immer die Wahrheit gesagt, ich wußte auch, daß er dem Grafen Hohenhausen an den Kragen wollte, und wenn man

so etwas vorhat, dann hütet man sich vor dem Zuchthause."

„Dann hätte er sich auch vor dem Einbruch hüten müssen!"

„Er würde sich nicht daran betheiligt haben, wenn ich ihn nicht dazu überredet hätte. Die Sache war ja so einfach und anscheinend ganz gefahrlos, und wären die jungen Leute nicht zufällig in derselben Stunde in das Haus gekommen, so hätten wir das Geschäft glatt abgemacht."

„Also bessere Beweise, wie die angeführten, habt Ihr nicht für seine Schuldlosigkeit?" fragte der Inspektor, das Glas zurückweisend, welches Bob ihm hinschob.

„Nein, mir genügen sie."

„Aber dem Gesetz genügen sie nicht."

„Und deshalb wird der arme Teufel verurtheilt werden!"

„Wahrscheinlich."

Bob wechselte mit seinem Genossen einen verstohlenen Blick, dessen Bedeutung der Inspektor nicht errieth.

„Sie kennen nun unsere Forderung," nahm der Doktor das Wort, hören Sie, was der Bankier darauf antworten wird. Wir lassen

von dieser Summe keinen Groschen ab, bekommen wir sie nicht von dem Einen, so werden wir sie von dem Andern erhalten. Und glaubt der Bankier durch List oder Gewalt etwas zu erreichen, so ist das eine thörichte Hoffnung, ich wiederhole noch einmal, ohne unseren Willen erhält er die Papiere nicht. Sie sind weder in meinen Händen, noch in den Händen Bobs, wir besitzen nur eine Abschrift, das Original befindet sich an einem sicheren Ort, den Keiner von uns verrathen wird."

„Auf diese Forderung geht der Bankier nicht ein," sagte der Inspektor, „und ich gebe Euch wohl zu bedenken, daß Ihr ein gewagtes Spiel treibt. Es ist immer klüger, man nimmt das wenige Sichere, als daß man dem Unsicheren nachjagt."

„So denken wir nicht!" rief Bob lachend. „Wir jagen den Hasen, bis er nicht mehr laufen kann, dann fassen wir ihn. Uebrigens habt Ihr da eine Sache übernommen, die Euch sehr unangenehm werden kann. Wenn Ihr das Geschäft vermittelt und dem Bankier die Papiere heraus gebt, so kann Euch der Vorwurf der Mitschuld gemacht werden."

„Welcher Mitschuld?"

„An der Unterschlagung!“

„Was die Papiere enthalten, geht mich nichts an!“

„Wir haben Euch auf den Inhalt aufmerksam gemacht.“

„So wollt Ihr meine Vermittlung nicht?“

„Wir können sie entbehren.“

„Ohne sie würdet Ihr gar nichts erreichen, denn Ihr dürft nicht wagen, mit dem Bankier direkt in Unterhandlung zu treten,“ sagte der Inspektor, den die Geringschätzung seiner Person ärgerte. „Treffe ich Euch morgen Abend wieder hier, oder wollt Ihr in meine Wohnung kommen?“

„Ich werde hier sein.“

„Gut — denkt inzwischen noch einmal gründlich über Eure Forderungen nach und beherzigt dabei, was ich Euch gesagt habe.“

Damit ging der alte Mann hinaus, und das heisere Lachen Bobs folgte ihm.

„Nur festgehalten!“ sagte der Doktor, dessen häßliches Gesicht einen boshaft triumphirenden Ausdruck annahm. „Der reiche Mann schwitzt Angst, wir werden das Geld bekommen.“

„Wenn er nicht hinter unserem Rücken mit dem Erben sich einigt!“ erwiederte Bob in

besorgtem Tone. „Das wäre ja auch möglich.“

„Glaubt Ihr denn, er werde lieber hunderttausend als zwanzigtausend Thaler verlieren? Und müßte er nicht fürchten, daß der Erbe die Sache dem Staatsanwalt übergibt? Seid kein Narr, Bob, die reichen Leute sitzen fester auf dem Gelde wie wir. Der Bankier wird allerdings anfangs sich weigern, aber nachgeben muß er.“

„Mir gefällt es nicht, daß dieser alte Polizeispion vermitteln will,“ sagte Bob kopfschüttelnd. „Dem Burschen darf man nicht trauen, er hat's faustdick hinter den Ohren.“

„Fürchtet Ihr, daß er uns überlisten wird?“ erwiederte Keller, der wieder an den Nägeln nagte. „Das sollte ihm wahrhaftig nicht gelingen! So schlau wie er ist, sind wir auch, und wenn er die Zahlung vermitteln kann, sollte uns deshalb das Geld weniger werthvoll sein?“

„Das gerade nicht, aber besser wäre es jedenfalls, wenn Ihr mit dem Bankier persönlich unterhandeln wolltet!“

„Das wird auch geschehen.“

„Ich durfte den Brief gar nicht schreiben.“

„Ihr wolltet es ja, weshalb habt Ihr's ge-

than? Uebrigens sehe ich dabei keine Gefahr. Der Inspektor wird sich hüten, Gewalt gegen uns anzuwenden, er weiß jetzt, daß er dadurch gar nichts erreicht. Und solltet Ihr verhaftet werden, dann führe ich allein die Sache zu Ende."

„Und nehmt auch für Euch allein das Geld in Empfang, wie?"

„Kennt Ihr mich noch so wenig, daß Ihr glauben könnt, ich werde Euch betrügen?"

„Gelegenheit macht Diebe, und wenn Ihr mit dem Gelde nach Amerika ginget, was wollte ich Euch anhaben?" erwiederte Bob, aus dessen stieren Augen Habsucht und Angst blickten.

„Ich werde das nicht thun," sagte der Doktor, aber er schlug doch vor dem glühenden Blicke des Genossen die Augen nieder, „ich betrüge Euch nicht. Uebrigens wüßte ich auch nicht, weshalb Ihr verhaftet werden solltet! Ich würde dem Bankier ja vor allem Andern die Bedingung stellen, den Strafantrag gegen Euch zurückzunehmen, und außer dem Einbruch kann Euch ja nichts zur Last gelegt werden."

Bob schüttelte den Kopf, als ob er sagen wolle, er glaube so recht nicht an die Aufrichtigkeit dieser Erklärung.

„Ich möchte Niemandem rathen, mich zu betrügen!" sagte er, und die ganze Wildheit und Leidenschaftlichkeit seines Charakters dokumentirte sich in dem flammenden Blitz, der aus seinen Augen zuckte. „Ich würde ihn verfolgen und finden, wohin er auch flüchten möchte, und wenn ich ihn gefunden hätte, würde ich ihm erbarmungslos das Messer in's Herz stoßen."

„Soll diese Drohung mir gelten?"

„Nur dann, wenn Ihr Verrath vorhabt. Ihr wollt also selbst zum Bankier hingehen?"

„Ja."

„Wann soll es geschehen?"

„Sobald der Inspektor uns Antwort gebracht hat!"

„Die Antwort, die er uns bringen wird, kenne ich jetzt schon. Der Bankier wird uns fragen lassen, ob wir verrückt seien."

„Wir wollen das abwarten," sagte der Doktor ruhig, „er kann sich ja auch eines Andern besinnen."

„Und wie weit ist die andere Sache gediehen?" fragte Bob mit gedämpfter Stimme, indem er das Kinn auf die Hand stützte und seinen Genossen erwartungsvoll anblickte. „Habt Ihr mit dem Schließer heut wieder gesprochen?"

„Ja. Aber offen gesagt, begreife ich nicht, weshalb Ihr den Wildhüter befreien wollt.“

„Weshalb? Weil er mein Freund ist!“

„Dann könntet Ihr am Ende Jeden befreien wollen.“

„Das ist nicht gesagt. Reimann ist schuldlos, man kann ihm nur den Einbruch vorwerfen, und bei diesem Einbruch war ich sein Genosse. Er hat mich nicht verrathen, soll ich ihm diesen Dienst nicht erwiedern?“

„Das ist Unsinn!“

„Also würdet Ihr einen guten Freund in solcher Noth im Stich lassen?“ fragte Bob mit scharfer Betonung.

„Ich würde vorher an die Folgen denken, daran habt Ihr wohl noch nicht gedacht?“

„An die Folgen? Ich weiß nicht, was Ihr darunter versteht, Doktor!“

„Wird Reimann nicht die Hälfte des Geldes verlangen, welches wir von dem Bankier beanspruchen?“

Bob schüttelte mit verschmitzter Miene das Haupt.

„Er weiß ja nicht, was in der Schatulle war, die ich in jener Nacht mitgenommen habe, er weiß am Ende nicht einmal, daß ich sie mitnahm.“

„Aber er könnte es erfahren!“

„Durch wen? Ich werde es nicht verrathen, und daß Ihr es nicht thut, dafür bürgt mir Eure Habgier. Also, was sagte der Schließer?“

„Na, Ihr werdet selbst wissen, wie bornirt diese Leute sind! Von einer Befreiung will der Kerl nichts wissen, und wir haben auch nicht Geld genug, um ihm im Nothfalle den Rücken zu decken, wir können ihm eine sorgenfreie Zukunft nicht garantiren. Also auf direkten Beistand dürfen wir nicht hoffen.“

„Ist auch nicht nöthig, wenn wir nur Werkzeug hineinschmuggeln können.“

„Ich denke, das wird uns gelingen, aber wir müssen warten, bis das Urtheil gesprochen ist.“

„Weshalb?“

„Weil er nach dem Urtheilsspruch in das Gefängniß gebracht wird, in welchem unser Freund angestellt ist — ich denke, dieser Grund genügt. So lange er in Untersuchungshaft sitzt, wird er schärfer bewacht, als im Zuchthause, das müßt Ihr doch auch aus eigener Erfahrung wissen. Also müssen wir uns noch einige Tage gedulden, in der nächsten Woche kommt seine Sache vor die Geschworenen.“

„Wenn man ihm nur Nachricht geben könnte!“

„Das wäre zu gefährlich. Den Schließer, unter dessen Obhut er jetzt ist, kenne ich nicht —“

„So muß man ihn kennen lernen!“

„Und kommt man dabei an den Unrechten, so ist Alles verloren. Ich möchte wissen, ob Reimann sich so sehr für Euch bemühen würde!“

„Ja, das würde er!“ rief Bob, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten. „Er ist ein guter Kerl, man hat ihm das Leben verbittert, und ich kann's ihm nicht übel nehmen, wenn er dafür Rache nehmen will! Unter uns gesagt, Doktor, habe ich dabei noch etwas Anderes im Auge. Mit den zehntausend Thalern, die wir im besten Falle von dem Bankier bekommen, kann man drüben in Amerika auch nicht viel ausrichten, und wenn ich einmal hinüberreise, wie ich es fest vorhabe, dann will ich auch soviel mitnehmen, wie eben möglich ist.“

„Darin bin ich einverstanden mit Euch.“

„Na, wenn Reimann an dem Grafen Hohenhausen Rache nehmen will, dann ist das eine ausgezeichnete Gelegenheit für Diejenigen, die sich dabei betheiligen. Wir schleichen uns Nachts in das Schloß hinein und machen das Geschäft

in aller Stille ab. Reimann kann den Grafen übernehmen, wir Beide sehen uns inzwischen ein wenig im Schlosse um. Ich denke, wir werden wohl baares Geld und Juwelen genug finden, daß es der Mühe lohnt, Reimann ist in dem Schlosse bekannt, er soll uns den Weg zeigen."

„Der Plan ist nicht übel," sagte der Doktor nachdenklich, „aber das Dienstpersonal —"

„Wird gar nichts erfahren, wenn wir jeden Lärm vermeiden. Und wenn es Lärm gibt, dann zünden wir das Nest an, das Schloß ist ein altes Gebäude, die Balken und Bretter werden brennen wie Zunder. Die Leute haben dann mit dem Löschen genug zu thun, und wir machen uns inzwischen aus dem Staube."

„Das könnte man ja auch ohne Reimann besorgen!"

„Es ist besser, wenn er dabei ist; ich habe keine Lokalkenntnisse."

„Und nachher heißt es: Mitgefangen, mitgehangen!"

Bob lachte höhnisch und trank sein Glas aus.

„Wenn Ihr das vermeiden wollt, so könnt Ihr ja sofort nach der Theilung Euren eigenen

Weg gehen," sagte er. „Habt Ihr wirklich so große Angst vor dem Zuchthause?"

„Ich liebe die Freiheit!"

„Und was seid Ihr als freier Mann? Ein entlassener Sträfling, dem Jedermann aus dem Wege geht, ein Bettler, dem man die Hausthüre vor der Nase zuschlägt, wenn er ein Stück Brod haben will, um seinen Hunger zu stillen. Na, beschweren könnt Ihr Euch nicht deshalb, wer zwang Euch denn, die Urkunden zu fälschen?"

„Und wer zwang Euch, einzubrechen und zu rauben?" erwiederte der ehemalige Schreiber, gereizt durch den Hohn seines Genossen.

„Hm, das ist doch ein anderes Ding! Ich hatte keine Stellung, kein festes Einkommen, ich war ein Vagabund von Hause aus, meine Eltern zwangen mich schon in meiner Kindheit zum Diebstahl."

„Und was hatte ich? Zu wenig zum Leben, und zu viel zum Sterben, dadurch wurde ich auf die Bahn gebracht."

„Die Ihr nun nicht mehr verlassen könnt."

„Hier nicht, aber drüben!"

„Bah, drüben werdet Ihr gehangen!"

„Und Ihr hinget dort längst am Galgen."

„Kann sein!" sagte Bob trocken, indem er

sich erhob. „Aber was soll der Streit? Wir haben einander nichts vorzuwerfen, und so ist es besser, daß wir einander unterstützen, Ihr könnt durch mich ein reicher Mann werden, deshalb haltet Euch zu mir.“

Er ging in den angrenzenden Raum zurück, der Doktor sandte ihm einen Blick des glühendsten Hasses nach, dann folgte er ihm.

---

8. Capitel.

Das Urtheil.

Bei dem Aufsehen, welches die Ermordung des Matrosen gemacht hatte, war es natürlich, daß zu der öffentlichen Verhandlung gegen den Wildhüter Reimann sich ein sehr zahlreiches Publikum aus allen Ständen eingefunden hatte.

Der große Saal des Schwurgerichts war überfüllt, die Thüren mußten schon vor Beginn der Verhandlungen geschlossen werden.

Der Untersuchungsrichter hatte dem öffentlichen Ankläger die Sache ziemlich leicht gemacht, es fehlte kein Glied in der Beweiskette, an der Schuld des Angeklagten konnte Niemand mehr zweifeln, nachdem der Anklageakt vorgelesen war.

Reimann hatte auf seinem Wege zum Schlosse

Hohenhausen den Matrosen im Gebüsch angetroffen und höchst wahrscheinlich ein Gespräch mit ihm angeknüpft.

Der Matrose hatte vielleicht durch eine unvorsichtige Aeußerung verrathen, daß er sich im Besitz einer nicht unbedeutenden Summe befand, vielleicht auch hatte Reimann dies vermuthet; über diesen Punkt, der indeß ganz unwesentlich war, konnte man zweifelhaft sein. Thatsache war es, daß Reimann mit seinem Stock den Matrosen niedergeschlagen, ihn dann beraubt und den bewußtlosen Körper zum See geschleppt hatte, um ihn dort verschwinden zu lassen.

Für die Richtigkeit dieser Annahme zeugte Alles, die Untersuchung durch den Polizeikommissar auf dem Schauplatze des Verbrechens, die Drohungen, welche Reimann am Tage nach der That sowohl gegen Daniel und Paul Vetter, als gegen Hackert ausgestoßen hatte, Drohungen, deren Spitze allerdings sich gegen den Grafen Hohenhausen richtete, aus denen aber auch die Rachsucht und der Jähzorn Reimann's und die Wildheit seines Charakters hervorgingen.

Ueberführende Beweise waren ferner die dem Matrosen geraubten Gegenstände, welche man im Besitz Reimann's gefunden hatte, das

Messer, die Brieftasche und die Hunderttthalernote.

Die zweite Banknote hatte Reimann kurz nach der That gewechselt, auch dies wurde bewiesen.

Die Uhr des Matrosen und den ledernen Geldbeutel mit den mexikanischen Goldstücken hatte man freilich nicht bei dem Wildhüter gefunden, und er verweigerte darüber jede Auskunft, aber man wußte ja, was man davon zu halten hatte. Die Uhr mochte er verkauft, die Goldstücke verschenkt oder in irgend einer übel berüchtigten Spelunke verausgabt haben, dieser Punkt fiel ja gar nicht in's Gewicht.

Wo Reimann nach der That bis zu seiner Verhaftung sich versteckt hatte, wollte er nicht gestehen, aber es war festgestellt, daß er häufig im rothen Hirsch gewesen war, in einer verrufenen Kellerwirthschaft, in der nur Leute seines Gelichters verkehrten.

Sodann hatte er sich an einem Einbruch betheiligt und bei dieser Gelegenheit einen Menschen lebensgefährlich verwundet, er mußte selbst zugeben, daß er diesen Mordversuch mit dem Messer des Matrosen verübt hatte.

Und nun seine Vergangenheit! Hatte er

nicht auf offener Straße einen Menschen niedergeschlagen und beraubt und dafür eine zehnjährige Zuchthausstrafe verbüßt? War das nicht auch in gewissem Sinne ein Raubmord gewesen? Und hatte er nicht vor diesem Verbrechen mehrfach wegen Diebstahls und anderer Vergehen im Gefängniß gesessen? Hatte er nicht selbst bekannt, ja sich dessen sogar gerühmt, daß er den Stock mit dem Bleiknopf gestohlen habe?

Welcher weiteren Beweise bedurfte es da noch?

Die Aussagen sämmtlicher Zeugen waren ebenfalls gegen ihn. Es stand fest, daß er stets ein jähzorniger, rauflustiger Geselle, ein roher, brutaler Mensch gewesen war, es stand fest, daß er dem Grafen v. Hohenhausen den Tod geschworen hatte, daß er den Jäger Hackert überreden wollte, sich an diesem Verbrechen zu betheiligen und ihm zur Ausführung desselben eine Waffe zu liefern.

Wie lächerlich war seine Behauptung, er habe die Brieftasche und das Messer gefunden!

Weshalb war denn der Matrose ermordet worden? Doch wohl nur seiner Habe wegen! Und konnte nun ein vernünftiger Mensch glauben, daß der Mörder nach Verübung des Verbrechens auf die Beute verzichtet haben sollte?

In diesem letzteren Falle würde er ja die Taschen des Erschlagenen nicht geplündert haben, denn welchen Zweck hätte die Plünderung gehabt?

Die Lüge war zu plump, zu schlecht erfunden, als daß sie die Richter und Geschworenen in ihrem Urtheil beirren konnte.

Nun wollte Reimann am Tage der That gar nicht in der Nähe von Hohenhausen gewesen sein.

Er berief sich dabei auf einen Schäfer, den er sechs Stunden von Hohenhausen entfernt auf dem Felde angetroffen und um den nächsten Weg befragt haben wollte.

Der Untersuchungsrichter hatte auf diese Aussage keinen Werth gelegt, aber dennoch dem Schäfer nachgeforscht und ihn auch wirklich entdeckt.

Der Schäfer kannte den Angeklagten nicht, er erinnerte sich nicht, ihn je zuvor gesehen zu haben.

Auch dafür hatte Reimann eine Erklärung. Der Schäfer habe ihm den Rücken zugewandt und es nicht der Mühe werth gehalten, ihn anzusehen, sagte er.

War das glaublich? Vielleicht; aber der Schäfer konnte sich auch nicht erinnern, daß an

dem ihm bezeichneten Tage gegen Abend eine solche Frage an ihn gerichtet worden war. Es konnte sein, es konnte auch nicht sein, die trotzige Behauptung des Angeklagten verwirrte ihn offenbar, und er wollte sein Gewissen rein halten.

Er war ein alter Mann, und wie er selbst sagte, reichte sein Gedächtniß so weit nicht mehr, es lagen ja schon Wochen, Monate zwischen heute und jenem Tage, und es kam so mancher Wanderer, der nach dem Wege fragte!

Und dieser Mann war der Einzige, der als Entlastungszeuge für den Angeklagten auftrat!

Auf das Zeugniß desselben war gar kein Gewicht zu legen, er sagte ja geradezu, er kenne den Angeklagten nicht.

Reimann schien auch selbst keine ihm günstige Aussage erwartet zu haben, in seinem trotzigen, verwitterten Gesicht spiegelte sich keine Spur von Enttäuschung. Sein Gleichmuth und sein Trotz waren empörend, sie zeugten ja auch für seine Schuld.

Bei den Aussagen Hackert's lächelte er höhnisch, und als der Graf v. Hohenhausen vor die Schranken trat, flammte die Gluth des Hasses in seinen Augen auf, eines Hasses, den nur Blut befriedigen konnte.

Die Entrüstung der Zuhörer stieg von Stunde zu Stunde, und auf die Geschworenen machte das Benehmen des Angeklagten ebenfalls einen tief einschneidenden Eindruck.

Der Staatsanwalt faßte sich in seinem Plaidoyer kurz, die Schuld war ja so klar wie das Sonnenlicht, welche Zweifel hätten jetzt noch gehoben werden müssen?

Der Vertheidiger fühlte das auch, er beschränkte sich darauf, das Verbrechen nicht als einen Mord mit Vorbedacht, sondern als einen Todtschlag darzustellen.

Er stellte die Möglichkeit auf, daß zwischen dem Mörder und seinem Opfer ein Wortwechsel stattgefunden habe, und der Wildhüter in der Hitze dieses Streits durch seinen Jähzorn zu dem Schlage verleitet worden sei.

Aber an diese Möglichkeit, über die sogar der Angeklagte zu lächeln schien, wollte Niemand glauben, und als die Geschworenen sich in das Berathungszimmer zurückzogen, erwartete Jeder das „Schuldig" auf alle Fragen, die der Präsident gestellt hatte.

Die Berathung dauerte nicht lange, die Geschworenen erklärten den Angeklagten des Raubmords, eines Diebstahls und eines Ein-

bruchs mit lebensgefährlicher Verwundung eines Menschen mit Einstimmigkeit schuldig; die Frage, ob Milderungsgründe vorhanden seien, wurde verneint.

Das Gesetz verlangte für jedes Verbrechen eine besondere Strafe, und so lautete denn das Urtheil so seltsam, daß Mancher darüber den Kopf schüttelte.

Der Wildhüter Peter Reimann wurde zum Tode, zu zwei Jahren Gefängniß und fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, gewiß ein sonderbares, aber durch die bestehenden Gesetze begründetes Urtheil!

Es befanden sich im ganzen Saale nur zwei Personen, welche dieses Urtheil nicht befriedigte, und diese Beiden waren Bob und Hackert.

Der Vagabund stahl sich durch die Menge von dannen, Hackert aber wartete draußen auf den Hauptmann v. Gronau. Graf Hohenhausen stieg in seine Equipage, und Hackert hörte, wie er dem Kutscher befahl, zum Bankier Romberg zu fahren.

Mit finsterer Miene blickte er dem davonrollenden Wagen nach, und wie aus einem Traume erwachend, fuhr er empor, als Gronau neben ihm stand.

„Was sagen Sie nun?“ fragte der Hauptmann.

„Daß es so kommen würde, wußte ich,“ erwiederte Hackert mit gemessener Ruhe.

„Und Sie halten noch immer an Ihrem Verdacht fest?“

„Wenn ich es nicht thäte, so wäre es frevelhaft gewesen, ihn überhaupt zu hegen.“

„So ist es also nur Eigensinn —“

„Nennen Sie es nicht so, Herr Hauptmann, nennen Sie es Ueberzeugung, das ist jedenfalls richtiger. Ich wußte ja voraus, daß der Wildhüter verurtheilt werden mußte, die Beweise waren alle gegen ihn.“

„Und haben Sie inzwischen andere Beweise gefunden?“

„Vielleicht!“

„Sie drücken sich sehr vorsichtig aus!“

„So lange ich selbst nicht die Gewißheit habe, daß es giltige Beweise sind, möchte ich auch nichts verrathen.“

„Mißtrauen Sie mir plötzlich?“ fragte Gronau, mit einem forschenden Blick auf seinen Begleiter. „Wenn wir gemeinschaftlich handeln sollen, so müssen Sie mir auch über jede Entdeckung Bericht erstatten, das Kleinste und

Unscheinbarste kann von großer Wichtigkeit sein."

„Lassen Sie mir noch einige Tage Zeit," bat der Jäger, „sobald ich mir Gewißheit verschafft habe, werde ich Ihnen Alles mittheilen."

„Und der Knopf?"

„Ich habe ihn noch immer nicht."

„Aber es ist von großer Wichtigkeit, daß wir ihn erhalten."

„Ich habe mich dem Kammerdiener genähert, aber ich mochte nicht gerne mit der Sprache herausrücken."

„Dann wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen," sagte der Hauptmann unwillig. „Wenn nicht mit einiger Energie vorgegangen wird, so können wir nur uns selbst Unannehmlichkeiten bereiten."

„Aber Sie selbst haben mich vor übereilten Schritten gewarnt," erwiederte Hackert.

„Das thue ich auch jetzt noch. Sorgen Sie, daß wir den zweiten Knopf erhalten, das ist vorab die Hauptsache, wie Sie es anfangen wollen, müssen Sie selbst wissen."

„Ja, wenn ich es nur wüßte!" sagte der Jäger kopfschüttelnd. „Der alte Daniel ist auch zu schlau, als daß man ihn mit leichter Mühe

überlisten könnte, und wenn er unser Geheimniß erräth, dann fürchte ich, ist all' unsere Mühe verloren. Er war zwar früher dem Grafen Kurt nicht hold, im Gegentheil, er hat derzeit durch seine Spionage den Bruch zwischen Vater und Sohn herbeigeführt, aber jetzt ist Graf Kurt sein Herr, und weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe!"

„Ich glaube, Daniel ist auch jetzt dem Grafen noch nicht hold," schaltete Gronau ein, „wenigstens lassen meine Beobachtungen mich das vermuthen."

„Und selbst wenn diese Vermuthung richtig wäre, dürften wir doch nicht wagen, ihn zu einem Bündniß mit uns zu bewegen —"

„Jetzt noch nicht, aber später! Wir wissen ja überhaupt noch nicht, ob wir nicht schon zu weit gegangen sind, Hackert; so lange wir allein im Besitz unseres Geheimnisses bleiben, können wir uns zurückziehen, ohne den Zorn und Haß des Grafen fürchten zu müssen. Ich will Ihnen ganz offen gestehen, daß die heutigen Verhandlungen gegen Reimann mich von der Schuld dieses Mannes, wenn ich so sagen darf, beinahe überzeugt haben."

„Und die Aussage des Schäfers?" fragte Hackert scharf.

„Bewies sie etwas?“

„Sie würde vielleicht etwas bewiesen haben, wenn man diesem Zeugen schärfer zu Leibe gegangen wäre. Er hätte sich vielleicht doch noch der Begegnung mit Reimann erinnert, und wenn dieses Zeugniß festgestellt wurde, dann war es für den Wildhüter eine sehr wesentliche Entlastung. Wurde der Beweis geliefert, daß Reimann am Tage des Verbrechens nicht auf dem Schauplatze der That gewesen war, so konnte er auch den Mord nicht begangen haben.“

„Ja, wenn dieser Beweis geliefert wurde! Aber der Schäfer kannte ja den Angeklagten nicht.“

„Weil er ihn nicht gesehen hatte.“

„An der Stimme mußte er ihn wieder erkennen.“

„Diese Behauptung erscheint mir doch auch etwas gewagt,“ sagte der Jäger kopfschüttelnd. „Reimann hat ja nur eine kurze Frage an den Schäfer gerichtet, und der Schäfer erklärte selbst, sein Gedächtniß sei schwach. Man hat in der Voruntersuchung auf diesen Zeugen zu geringen Werth gelegt; ich finde das natürlich, die Schuld des Angeklagten war ja in den Augen des Richters bewiesen, und die Berufung auf diesen

Schutzzeugen hielt man für einen Vorwand, der die Untersuchung in die Länge ziehen sollte."

Gronau war an einer Straßenecke stehen geblieben, es war dieselbe Sraße, in welcher der Inspektor Rubens wohnte.

„Wir wollen hier scheiden," sagte er; „sehen Sie nur zu, was Sie weiter ausrichten können, und wenn Sie den Knopf haben, so bringen Sie ihn mir. Machen Sie weitere Entdeckungen, so erwarte ich darüber ebenfalls Ihre Mittheilungen, Sie werden mich zu kräftigem Beistand bereit finden, sobald Sie mir Beweise für Ihren Verdacht bringen. Ich glaube noch immer, daß dieser Verdacht nur Ihrem Haß gegen den Grafen entsprungen ist, und daß er keinen andern Halt besitzt als diesen. Adieu, Hackert!"

Der Jäger blickte kopfschüttelnd dem Offizier nach, dann setzte er seinen Weg fort.

Freilich, wenn er ernst und vorurtheilsfrei darüber nachdachte, dann mußte er selbst sagen, daß es ein aus der Luft gegriffener Verdacht war, dem bis jetzt noch gar kein Beweis zur Seite stand; aber er konnte nicht von ihm ablassen, er mußte ihn verfolgen, und daran mochte allerdings, wie der Hauptmann behauptete, sein Haß gegen den Grafen die Schuld tragen.

Er war in der jüngsten Zeit dem Grafen häufiger begegnet, Graf Hohenhausen kam jetzt oft nach Buchenau, und der Jäger konnte nicht immer einer Begegnung ausweichen, so gerne er es auch gewollt hätte.

Der Graf schien ihn gar nicht zu sehen, er nahm wenigstens keine Notiz von ihm, um so schärfer beobachtete Hackert ihn. Er glaubte Manches entdeckt zu haben, was seinen Verdacht bestätigte, aber diese Entdeckungen stützten sich auch nur auf Vermuthungen, die vielleicht gar keinen Werth hatten.

Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, Hackert hielt fest, er war entschlossen, Alles, selbst sein Leben daranzusetzen, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Aus seinem Brüten weckte ihn eine Stimme, er wandte sich um und erkannte den alten Daniel, der bei den Verhandlungen auch als Zeuge zugegen gewesen war und sich nun auf dem Heimwege befand.

Diese Begegnung entsprach seinem Wunsche, er blieb stehen, um den Kammerdiener zu erwarten.

„Der wäre besorgt und aufgehoben!" sagte Daniel. „Reimann wird kein Verbrechen mehr begehen."

„Wer kann das wissen!“ erwiederte der Jäger achselzuckend.

„Sie zweifeln noch daran? Verurtheilt zum Tode, zu zwei Jahren Gefängniß und fünfzehn Jahren Zuchthaus — du lieber Gott, wenn das noch nicht hinreicht, ihn unschädlich zu machen, dann weiß ich nicht, wie Sie darüber denken.“

„Ist denn noch niemals ein Sträfling aus dem Zuchthause entsprungen?“ fragte Hackert sarkastisch. „Daß der Wildhüter ein verwegener Mensch ist, werden Sie zugeben, und wehe dem Grafen, wenn diesem Sträfling die Flucht gelingt!“

„Graf Hohenhausen fürchtet ihn nicht.“

„Wohl deshalb nicht, weil er ihn in seiner ganzen Wildheit noch nicht kennen gelernt hat.“

„Bah, möglich mag das Gelingen der Flucht sein, aber wahrscheinlich ist es nicht!“ sagte Daniel geringschätzend. „Und ich weiß nicht, was der Bursche mit seiner Rache will! Was damals geschehen ist, kann diese Rache nicht ungeschehen machen, und wenn der Wildhüter gerecht sein will, so muß er sich sagen, daß er selbst durch seine Rohheit sein Kind in den Tod getrieben hat.“

„Sie verstehen das nicht,“ erwiederte Hackert,

dessen Lippen ein herber Zug umzuckte, „Sie haben nie ein Kind gehabt —“

„Und wenn ich eine Tochter hätte, so würde ich sie besser behüten, wie Reimann es gethan hat.“

„Ich könnte Ihnen darauf Manches erwiedern, aber wozu? Mit Vernunftgründen kann man den Haß nicht besiegen, er verlangt nach Befriedigung —“

„Und Sie hassen auch den Grafen!“ sagte der alte Mann mit einem vorwurfsvollen Blick auf seinen Begleiter.

„Haben Sie ihn je geliebt?“

„Ich habe ihm nie Haß nachgetragen!“

„Es wird eine Zeit kommen, in der auch Sie ihn dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst. Glauben Sie nicht, daß er die Vergangenheit vergessen hat, er erinnert sich, so oft er Sie sieht, daran, daß Sie der Leibdiener seiner Stiefmutter gewesen sind. Nehmen Sie mir das Wort nicht übel, Daniel, ich sage Ihnen nur die Wahrheit, und ich will Sie warnen.“

„Warnen?“ fragte der Kammerdiener, auf den diese Worte sichtbar Eindruck gemacht hatten. „Worauf stützen Sie Ihre Warnungen?“

„Auf meine Beobachtungen.“

„Diese Stütze ist sehr schwach.“

„In Ihren Augen; ich denke darüber anders. War es nicht gestern? Ja, ganz recht, Graf Hohenhausen befand sich bei uns, die Herren saßen im Rauchzimmer, ich mußte ihnen Wein bringen. Da hörte ich, wie der Graf sagte, er werde das ganze Dienstpersonal entlassen, sobald er andere, zuverlässige Leute gefunden habe.“

„Sie scherzen, Hackert!“

„Dazu habe ich keine Veranlassung.“

„Und weiter hörten Sie nichts?“

„Nein, sobald der Graf mich bemerkte, schwieg er.“

Der alte Mann blickte eine Weile finster vor sich hin; der Abend war bereits angebrochen, aber seine Schatten waren noch nicht so dicht, daß Hackert nicht die Regungen des erwachenden Hasses hätte entdecken können, die in den Zügen des Kammerdieners sich spiegelten.

„Wenn er das thäte, würde er es wahrscheinlich bereuen,“ brach Daniel endlich das Schweigen. „Weshalb will er uns entlassen? Welche Gründe kann er dafür haben?“

„Wenn Sie darüber Auskunft haben wollen, müssen Sie ihn selbst fragen,“ erwiederte der Jäger. „Vielleicht wartet er damit bis nach

der Hochzeit der Gräfin Unica, die Ihre Entlassung wohl nicht billigen wird. Wie ich höre, soll die Hochzeit schon bald gefeiert werden."

„Die Verlobung des Grafen mit der Baronesse v. Buchenau soll vorhergehen."

„Ist diese Verlobung jetzt fest beschlossen?"

„So viel ich weiß, ja."

„Dann bedaure ich Beide, die Baronesse und den Hauptmann v. Gronau," sagte Hackert.

„Und ich bedaure noch eine andere Dame," erwiederte Daniel, „Fräulein Romberg hofft heute noch, daß Graf Hohenhausen ihr seine Hand anbieten wird."

„Daß diese Hoffnung Thorheit ist, muß die Dame bei einigem Nachdenken einsehen."

„Das behaupte ich nicht, Fräulein Romberg hat immerhin eine gewisse Berechtigung, diese Hoffnung zu hegen. Heute Abend speist ja der Graf wieder bei dem Bankier Romberg."

„Allein?"

„Gräfin Unica und Baron Werner v. Buchenau sind ebenfalls eingeladen."

„In Gottes Namen!" spottete Hackert. „Wer weiß, welches Ende die Geschichte nehmen wird!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Glauben Sie an Ahnungen?"

„Unter gewissen Umständen — ja!"

„Na, mir sagt eine Ahnung, daß wir über kurz oder lang etwas erleben werden, woran wir jetzt noch nicht denken."

„Um das zu glauben, bedarf es keiner Ahnung," sagte der alte Mann spottend.

„Erinnern Sie sich meiner Worte, wenn das Ereigniß eingetreten ist," erwiederte Hackert ernst.

Der Kammerdiener schüttelte ungläubig das Haupt und bog in die Allee ein, die zum Schlosse führte; Hackert folgte ihm, die Gelegenheit war günstig, er wollte sie benutzen.

Er folgte ihm auch in das Schloß, unter dem Vorwande, seine Pfeife anzünden zu wollen, aber er vergaß das wieder, als er sich in der Gesindestube befand, in der das Personal sofort den alten Mann mit Fragen über die Gerichtsverhandlung bestürmte.

Daniel fühlte sich von den Anstrengungen des Tages und dem weiten Marsch ermüdet, er ließ sich auf einen Stuhl nieder und erstattete Bericht.

Dieser Augenblick schien dem Jäger zur Ausführung seines Vorhabens geeignet.

Er kannte die innere Einrichtung des Schlosses genau, er hatte vor mehreren Tagen schon bemerkt, daß oben im Korridor ein Kleiderständer stand, an welchem diejenigen Kleidungsstücke hingen, welche der Graf im Hause zu tragen pflegte, unter diesen mußte sich auch die Jagdjoppe mit den Thierknöpfen befinden.

Niemand achtete darauf, daß Hackert die Gesindestube verließ, die Aufmerksamkeit Aller war ungetheilt den Mittheilungen Daniels gewidmet, der noch nicht geendet hatte, als der Jäger zurückkehrte.

„Und so hat er seinen gerechten Lohn erhalten,“ schloß der alte Mann seinen Bericht; „wenn auch am Ende das Todesurtheil nicht bestätigt wird, so wird er doch den Rest seines Lebens im Zuchthause verbringen müssen.“

„Und daß er den Raubmord begangen hat, ist nach meiner Ansicht noch immer nicht klar bewiesen,“ sagte Hackert, der jetzt seine Pfeife anzündete. „Wenn der Schäfer ein besseres Gedächtniß hätte, wäre aus der Beweiskette ein großes Stück herausgerissen worden.“

„Außer Ihnen wird das Niemand glauben,“ erwiederte Daniel.

„Weil Niemand darüber nachgedacht hat!“

„Nein, weil Jeder weiß, daß dieser Schutzzeuge an den Haaren herbeigeholt war.“

„Mag Jeder darüber denken, wie er will,“ sagte Hackert ernst, „ich lasse mich in meinen Ansichten durch das Urtheil Anderer nicht beirren.“

Er entfernte sich nach diesen Worten, die auf alle Anwesenden, nur nicht auf Daniel, einigen Eindruck machten, und in jedem Falle zum Nachdenken aufforderten.

Der alte Kammerdiener mochte das auch fühlen, denn er suchte die Anschauung des Jägers über die Wichtigkeit des Schutzzeugen in's Lächerliche zu ziehen, was ihm aber doch nicht ganz gelingen wollte.

Gleichzeitig mit ihm verließ Vroni, die Zofe Unica's, das Gesindezimmer, und als er die Treppe hinaufstieg, folgte sie ihm. Oben im Korridor blieb er stehen.

„Wollen Sie mir etwas sagen?“ fragte er.

„Ja, Daniel,“ antwortete sie, „ich hatte das lange vor, aber ich fand keine rechte Gelegenheit dazu.“

„Ist es ein Geheimniß?“

„Wie Sie es nehmen wollen, jedenfalls muß ich Sie um Verschwiegenheit bitten.“

„Daß ich schweigen kann, werden Sie wissen.“

„Ich will Sie warnen, Daniel,“ sagte Vroni mit gedämpfter Stimme, „der Graf hat etwas gegen Sie, er wartet nur auf einen Vorwand, um Sie zu entlassen.“

„So weit ist es schon gekommen?“ fragte der alte Mann, die Brauen zusammenziehend. „Was hat er gegen mich? Ich habe seinem Vater treu gedient, und einen alten, bewährten Diener jagt man nicht so ohne Weiteres fort.“

„Das hat Gräfin Unica ihm auch gesagt.“

„Und was erwiederte er darauf?“

„Sie seien der Spion seiner Stiefmutter gewesen, und hauptsächlich Ihnen verdanke er den Bruch mit seinem Vater. Wenn er Sie auf einem faulen Pferde ertappe, werde er keine Rücksicht auf die lange Dienstzeit nehmen, Treue und Anhänglichkeit verlange er von jedem Diener, dafür zahle er ihm den Lohn.“

„Das also ist der Dank, den ein treuer Diener von ihm zu erwarten hat?“ sagte Daniel, in dessen Augen die Gluth des Zornes aufblitzte. „Wann hat er das Alles gesagt?“

„An dem Sonntage, an welchem Fräulein Romberg zum ersten Male hier war. Ich glaube, Sie hatten ein Notizbuch des Grafen gefunden —“

„Ich erinnere mich dessen, es war ein schmutziges Buch, ich konnte anfangs gar nicht glauben, daß es Eigenthum des Grafen sein sollte.“

„Dem Grafen schien es sehr unangenehm zu sein, daß Sie das Buch gefunden hatten.“

„Aus welchem Grunde?“

„Das weiß ich nicht, der Ton seiner Stimme verrieth Bestürzung, als er Gräfin Unica fragte, ob das Buch in Ihrer Hand gewesen sei. Er sagte gleich darauf, er traue dem alten Schleicher nicht.“

„Dahinter steckt etwas Anderes,“ brummte der alte Mann, den diese letzte Mittheilung sichtbar befremdete. „Dieses alte, lumpige Buch muß wichtige Notizen enthalten — haben Sie einen Blick hineingeworfen?“

„Wie hätte ich das gekonnt?“ erwiederte Vroni achselzuckend. „Gräfin Unica legte es nicht aus der Hand, sie hat alle Notizen von der ersten bis zur letzten Seite gelesen, und als sie damit eben fertig war, kam der Graf, der das Buch in die Tasche steckte.“

„Ich werde es erfahren,“ sagte Daniel leise. „Wenn man bei einem solchen Herrn sich behaupten will, muß man seine Geheimnisse erforschen.“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ warnte die Zofe, „der Graf haßt Sie, er sucht nur nach einem Vorwande, um Sie mit Schimpf und Schande zu entlassen.“

„Hat er auch das gesagt?“ fuhr der alte Mann zornig auf.

„Mit dürren Worten. Gräfin Unica sagte ihm, wenn er eine so große Abneigung gegen Sie hege, möge er Sie mit Pension in Ruhestand setzen; auf diesen Vorschlag wollte er nicht eingehen. Er will seinen Haß befriedigen, und er wird nicht ruhen, bis er dieses Ziel erreicht hat.“

„Es wäre möglich, daß ich ihm einen Stein in den Weg legte, über den er nicht hinüber kann.“

„In diesem Kampfe würden Sie den Kürzeren ziehen!“

„Glauben Sie denn, daß ich zu Allem schweigen werde? Es war ein großes Unrecht Seitens des verstorbenen Grafen, daß er in seinem Testament nicht seiner treuen Diener gedacht hat, wir hatten Alle ein Legat verdient —“

„Und Sie vor allen Anderen.“

„Gräfin Unica sagte mir am Tage nach

der Beerdigung, wenn ihr seliger Vater mir auch kein Legat ausgesetzt habe, so solle ich darum doch nicht vergessen sein, sie werde für mich sorgen und mir den Dank abtragen, den der Verstorbene mir schulde."

„Sie wird Wort halten, Daniel. Aber wenn sie Ihnen auch eine Pension aussetzte, so würde darum doch die Schmach einer entehrenden Entlassung nicht von Ihnen genommen."

„Gewiß nicht," erwiederte der Kammerdiener, dessen Lippen sich ein schwerer Seufzer entrang. „Ha, schon der Gedanke an eine solche Entlassung kann mich dem Wahnsinn nahe bringen! Wir stehen Alle auf schwankendem Boden, Vroni, der Graf hat geäußert, er wolle uns Alle entlassen, sobald er andere Leute gefunden habe, ich erfuhr das aus guter Quelle, und Ihre Mittheilungen bestätigen es."

„Mich kann er nicht entlassen," sagte Vroni trotzig.

„Was sollte ihn daran hindern?"

„Gräfin Unica hat mich engagirt."

„Glauben Sie, daß er viel danach fragen wird? Wenn er Sie entlassen will, thut er es, er setzt seinen Willen durch, er war immer

energisch, und drüben in Amerika ist er rücksichtslos geworden."

„Zwischen ihm und Gräfin Unica ist auch schon eine Erkaltung eingetreten," sagte Vroni nachdenklich, „das frühere herzliche Einvernehmen hat einen Stoß erhalten."

„Das habe ich vorausgesehen. Seine Rücksichtslosigkeit mußte ja die zartfühlende Schwester verletzen, und die Ansichten Beider können nicht in allen Stücken übereinstimmen. Geben Sie Acht, es wird noch zum Bruch kommen."

„Das glaube ich nun doch nicht."

„Gräfin Unica äußert sich Ihnen gegenüber wohl nie über ihren Bruder?"

„Nein, und wenn ich die Rede auf ihn bringe, so werde ich scharf zurechtgewiesen. Aber wir stehen hier im Finstern und plaudern, wenn uns Jemand sähe —"

„So würde auf Sie darum doch kein Makel fallen," erwiederte Daniel scherzend. „Ich bin ein alter Mann, dem ein junges Mädchen ihren guten Ruf ruhig anvertrauen darf."

„Nicht Alle denken so!"

„Wer nicht so denkt, der will eben überall nur Schlechtes wittern. Für die Warnung danke ich Ihnen, Vroni, ich glaube, es ist gut, wenn

wir die Augen offen halten und in unseren Beobachtungen nicht ermüden, wir müssen unsere Stellung sichern. Wollen Sie mir darin zur Seite stehen?"

„Ja, ich will!" sagte Vroni nach kurzem Zögern. „Aber dasselbe verlange ich von Ihnen."

„Dazu haben Sie die Berechtigung," entgegnete der alte Mann, dem Mädchen die Hand reichend, „wir wollen uns gegenseitig unterstützen, um unsere Interessen zu wahren. Und nun gehen Sie wieder hinunter und zeigen Sie den Anderen eine heitere Stirne, damit sie keinen Argwohn schöpfen."

---

9. Capitel.

Der Schuldschein.

Es war am Tage nach der Verurtheilung des Wildhüters, und der Graf v. Hohenhausen hatte eben sein Frühstück eingenommen, als Daniel ihm eine Karte überreichte, die den Namen: „Rentner Meier" trug.

Der Graf schüttelte den Kopf, er kannte den Namen nicht, und als nun der Inspektor Rubens eintrat, musterte er den hageren alten Herrn mit einem scharfen prüfenden Blick.

Die Treuherzigkeit, die in diesem freundlichen Gesicht sich spiegelte, schien einen gewinnenden Eindruck auf ihn zu machen, er lud den Fremden durch einen Wink ein, Platz zu nehmen und ließ sich dann selbst in seinen Sessel nieder.

„Ich muß sehr um Verzeihung bitten, wenn ich störe,“ nahm der Inspektor das Wort, „ich wollte gestern nach Beendigung der Gerichtssitzung mich Ihnen nähern, aber Sie stiegen gerade in den Wagen —“

„Und was verschafft mir die Ehre?“ fragte der Graf, der offenbar eine lange Einleitung fürchtete.

„Es ist eine Geldangelegenheit.“

„Dann werden Sie sich wohl an meinen Verwalter wenden müssen, ich befasse mich damit nicht.“

„Bitte recht sehr, die Angelegenheit betrifft Sie persönlich,“ sagte der Inspektor, indem er sein Portefeuille aus der Tasche zog. „Ich muß vorausschicken, daß ich mich mit Geldgeschäften befasse, nicht des Gewinnes halber, sondern um eine Beschäftigung zu haben, ich bin nichts weniger als ein Wucherer.“

„Aber ich weiß nicht, weshalb Sie mir das sagen!“ erwiederte der Graf, den dieses Gespräch schon zu langweilen begann.

„Nur einen Augenblick Geduld, wenn ich Sie darum bitten darf. Man hat mir vor zwei Tagen einen Schuldschein angeboten, den Sie vor zwanzig Jahren ausgestellt haben sollen,

und ich wäre keineswegs abgeneigt, diesen Schein zu kaufen, wenn ich die Ueberzeugung erhalte, daß der Schein echt ist."

Mechanisch griff der Graf nach dem Papier, welches der alte Mann aus seinem Portefeuille geholt hatte, er entfaltete es und ließ den Blick flüchtig über die Zeilen schweifen.

„Fünftausend Thaler?" sagte er kopfschüttelnd. „Ich kann mich dieser Schuld nicht erinnern."

„Vielleicht erinnern der Herr Graf sich des Namens."

„Auch das nicht."

„Es kann ja sein!" erwiederte der Inspektor achselzuckend, indeß sein lauernder Blick das Gesicht des Edelmanns streifte, „vielleicht ist die Schuld am Spieltisch gemacht und später vergessen worden."

„Unglaublich!"

„Möglich ist das immerhin! Der Herr Graf waren damals noch jung, und in der Jugend vergißt man gerne das Unangenehme. Für mich handelt es sich nur darum, ob Sie die Handschrift als echt anerkennen."

„Wenn sie echt wäre, weshalb hat der Gläubiger sich nicht derzeit gemeldet, als mein

Vater meine sämmtlichen Schulden tilgte?“ sagte der Schloßherr. „Es war ja eine öffentliche Aufforderung an alle meine Gläubiger erlassen worden!“

„Er will diese Aufforderung nicht gelesen haben, er gab die Forderung verloren und dachte später nicht mehr daran. Erst als er von Ihrer Heimkehr Kenntniß erhielt, erinnerte er sich wieder des Schuldscheins.“

„Und weshalb kommt er nicht selbst, um seine Ansprüche und Rechte geltend zu machen?“

„Das eben macht auch mich bedenklich,“ entgegnete der alte Mann, „ich habe zwar an ihn diese Frage nicht gerichtet, aber ich dachte sofort daran.“

„Und Sie werden hieraus entnehmen können, daß der Schein falsch ist,“ sagte der Graf gelassen, „ich kann ihn nicht anerkennen.“

„So war also meine Vermuthung richtig!“ nickte der Inspektor. „Wünschen Sie, daß ich die Sache der Behörde übergebe?“

„Nein!“

„Aber der Fälscher darf doch nicht straflos ausgehen.“

„Ich sehe die Nothwendigkeit der Bestrafung nicht ein, strafbar wird der Mann überhaupt

wohl nur dann, wenn er den falschen Schein in gewinnsüchtiger Absicht verkauft."

„Hat er das nicht schon bei mir versucht?"

„Ich glaube, der Versuch allein ist nicht strafbar."

„Aber der Versuch könnte wiederholt werden und endlich doch gelingen!"

„So werden wir Beide keinen Schaden davon haben," sagte der Graf scherzend.

Der alte Herr wiegte gedankenvoll das Haupt.

„Man könnte die Wiederholung dieser Versuche mit geringer Mühe unmöglich machen," sagte er nach einer Pause. „Wenn Sie die Güte haben wollen, auf der Rückseite des Scheins mit einigen Zeilen zu erklären, daß derselbe falsch ist, so wird Niemand damit betrogen werden können."

Der Graf sah den Rentner ironisch lächelnd an, aber er fand in den Zügen desselben nichts, was ihm Mißtrauen einflößen konnte.

„Dann wird der Fälscher einen andern Schein anfertigen," erwiederte er lakonisch.

„Das bestreite ich nicht, Herr Graf, aber er wird sich doch bedenken, wenn er Ihre Erklärung liest. Und es wäre auch mir lieb, wenn Sie meine Bitte erfüllen wollten, ich könnte dann

dem Manne energisch entgegentreten und mich dabei auf Ihre Erklärung stützen."

Kurt v. Hohenhausen nahm den Schein wieder auf, den er auf seinen Schreibtisch gelegt hatte.

„Ich sehe eigentlich gar keinen Zweck darin," sagte er, „aber da Sie es wünschen, will ich die Erklärung geben, Sie werden dann selbst erkennen, daß ich diesen Schein nicht ausgestellt haben kann."

Er ergriff eine Feder und schrieb rasch einige Zeilen auf die Rückseite des Dokuments, welches er alsdann dem Rentner zurückgab.

„In der That, diese Handschrift hat keine Aehnlichkeit damit," erwiederte der Inspektor, nachdem er nur einen flüchtigen Blick auf die Erklärung geworfen hatte, „ich danke Ihnen. Die Verhandlung gegen den Raubmörder war sehr interessant, Herr Graf."

„Ich kann das nicht sagen, auf mich wirkte sie ermüdend."

„Die Schuld des Angeklagten war allerdings von vorne herein so klar bewiesen, daß man interessante Aufschlüsse während des Prozesses nicht erwarten durfte. Der interessanteste Moment war wohl das Verhör des Schäfers."

„Der anfangs den Eindruck eines erkauften Zeugen machte,“ sagte der Graf.

„Wenn er erkauft war, so hat er noch in der letzten Minute sich bedacht.“

„Zu seinem eigenen Glück; hätte er die Behauptung des Angeklagten bestätigt, so würde er ohne Zweifel wegen Meineids sofort verhaftet worden sein.“

„Ich glaube das auch,“ sagte der Inspektor; „überdies hätte seine Aussage die vorliegenden überzeugenden Beweise nicht entkräften können. Gestatten Sie mir, daß ich den Schauplatz des Verbrechens besichtige? Ich interessire mich sehr für dergleichen.“

„Ich habe durchaus nichts dagegen,“ erwiederte der Graf gelassen. „Wenn Sie es wünschen, gebe ich Ihnen einen Diener mit.“

„Sie sind sehr freundlich, ich danke Ihnen, den Weg zum See werde ich ja auch wohl allein finden können. Aber wenn ich eine andere Bitte an Sie richten dürfte, so würde ich für deren Erfüllung außerordentlich dankbar sein.“

„Und diese Bitte?“

„Man hat mir von den Kunstschätzen, die in diesem Schlosse sich befinden sollen, so sehr viel gesagt, daß ich mich längst danach gesehnt

habe, sie zu sehen. Ich bin selbst Sammler, und wenn auch meine Sammlung nicht bedeutend ist, so enthält sie doch manches Sehenswerthe."

Der Graf hatte die Stirne leicht gerunzelt, er schien die Bitte etwas unverschämt zu finden, aber es wäre auch unhöflich gewesen, sie abzuschlagen.

„Ich fürchte, Sie werden in Ihren Erwartungen sich getäuscht finden," sagte er.

„Das kann ich nicht wohl glauben," erwiederte der alte Herr in heiterem Tone, „die Waffensammlung allein soll von unschätzbarem Werthe sein."

„Vielleicht verkaufe ich sie."

„Ah — in diesem Falle bitte ich Sie, mir den Verkauf zu übertragen," sagte der Rentner lebhaft. „Ich stehe mit sehr vielen Sammlern in Verbindung, ich würde den höchsten Preis —"

„Entschlossen habe ich mich noch nicht," unterbrach der Graf ihn ruhig, „aber es wäre möglich, daß ich mich dazu entschließe, und dann werde ich mich Ihrer erinnern. Ich lege keinen besonderen Werth auf diese Waffensammlung, ich sehe lieber schöne Gemälde."

„So hat Jeder sein besonderes Steckenpferd!" scherzte der Rentner, indem er sich erhob.

Der Graf zog die Glocke.

„Führen Sie den Herrn durch das Schloß," befahl er dem eintretenden Kammerdiener, „machen Sie ihn auf alle Kunstgegenstände aufmerksam, Sie kennen dieselben ja besser als ich."

„Nochmals meinen herzlichen Dank!" sagte der Rentner, sich verbeugend. „Wenn ich Ihnen jemals diesen Dank durch die That beweisen kann, so bitte ich Sie, ganz über mich zu verfügen."

Der Graf winkte grüßend mit der Hand, und der alte Herr folgte dem Kammerdiener, der ihn durch alle Gemächer führte.

Der Rentner Meier schien in der That ein großer Kunstliebhaber zu sein, aber ein bedeutender Kenner war er nicht, wenigstens fand Daniel sich oft veranlaßt, über das Urtheil des alten Herrn zu lächeln, der mitunter vor einem mittelmäßigen Machwerk stehen blieb, um es gründlich zu betrachten und dann wieder ein Kunstwerk ersten Ranges ganz übersah. Die Waffen betrachtete der Rentner allerdings ziemlich lange und, wie es schien, mit Kennerblicken; aber die Urtheile, die er sich über das eine oder andere Stück erlaubte, waren sehr oberflächlich und mitunter grundfalsch.

Der alte Daniel achtete darauf nicht weiter, er führte jetzt den fremden Herrn in den Prunksaal, und hier waren es vor allem Anderen die Porträts der gräflichen Familie, was die Aufmerksamkeit des Rentners fesselte.

„Dies ist wohl das Porträt des verstorbenen Grafen v. Hohenhausen?" fragte er, und als Daniel bejahend nickte, fuhr er fort: „Ich habe den alten Herrn gekannt, er war ein sehr leutseliger Herr, ein liebenswürdiger Charakter."

„Ja, das war er!" seufzte Daniel. „Friede seiner Asche und Ehre seinem Andenken."

„Und dieses Porträt?"

„Die selige Frau Gräfin, Mutter unseres gnädigen Herrn!"

„Das Bild des Letzteren ist wohl —"

„Noch nicht gemalt, mein Herr!"

„Dann ist es Zeit," sagte der Rentner scherzend. „Wenn der Tod ihn plötzlich hinwegraffte, bliebe in der Reihe der Ahnenbilder eine Lücke. Oder existirt ein Bild aus seiner Jugendzeit?"

„Nein."

„Gar keines?"

„Nicht einmal eine Photographie!"

„Also sehen Sie, wie nahe die Gefahr liegt, daß sein Porträt einst fehlen wird!"

„Nun, er ist ja noch gesund und im kräftigsten Alter," sagte Daniel, „da wird's wohl so bald noch keine Gefahr haben. Und seitdem er aus Amerika zurückgekehrt ist, wird er wohl auch noch keine Zeit gehabt haben, daran zu denken."

„Sie haben ihn gekannt, bevor er nach Amerika ging?" fragte der Rentner, der jetzt den Kunstschätzen fast gar keine Aufmerksamkeit mehr schenkte.

„Ja, freilich, ich bin ja nun schon dreißig Jahre in diesem Hause."

„Eine lange Zeit! Und haben Sie ihn bei seiner Heimkehr sehr verändert gefunden?"

„Ja und nein," erwiederte der Kammerdiener. „Als er fortging, hatte er noch keinen Bart, er trug auch keine Brille, schon das allein gab ihm ein anderes Aussehen. Auch seine Figur war höher, kräftiger geworden, und seine Stimme hatte einen tieferen Klang bekommen, sonst aber war er derselbe geblieben."

„Man könnte glauben, er müsse drüben roh geworden sein," sagte der Rentner gedankenvoll, „aber der Aristokrat verleugnet sich nie, wir haben hier wieder ein Beispiel dafür. Also dreißig Jahre dienen Sie schon in diesem Hause?

Dann werden Sie wohl bald eine Pension beanspruchen können?"

„Ja, wenn der selige Herr Graf noch lebte."

„Den Dank, den er Ihnen schuldete, muß der Sohn abtragen."

„So sagt man, aber nicht jeder denkt so. Dank? Wofür? Für treue Dienste? Dafür wird man ja bezahlt. Es lautet recht schön, mein lieber Herr, aber bei den leeren Worten bleibt es auch."

„Wie? Sie sollten Ursache haben, sich über Undank beklagen zu müssen?" fragte der Rentner empört. „Das wäre für den Charakter des Grafen ein schlimmes Zeugniß, und ich kann nicht wohl glauben, daß er so undankbar sein soll!"

Daniel zuckte die Achseln, seine Erbitterung über die Mittheilungen, die Hackert und Vroni ihm gemacht hatten, konnte eine Beschwerde über den Grafen wohl rechtfertigen, aber er wußte ja nicht, ob er diesem Fremden Vertrauen schenken durfte. Wenn der Graf von einer solchen Beschwerde Kenntniß erhielt, so war es möglich, daß er sie zum Vorwand der sofortigen Entlassung nahm.

Und der Inspektor forschte nun auch nicht

weiter, er verstand die Bedeutung dieses Achselzuckens, und ihm genügte es, zu wissen, daß er an diesem Diener einen Verbündeten haben kounte, sobald er es wünschenswerth fand, und die Umstände ihm gestatteten, frei mit der Sprache herauszurücken.

Er gab dem alten Manne ein ansehnliches Trinkgeld und schlug den Weg zum Park ein.

Sein Antlitz zeigte noch immer denselben freundlichen, treuherzigen Ausdruck, aber dann und wann umspielte ein triumphirender Zug seine Lippen, und so oft dies geschah, leuchtete es in seinen Augen auf — ein sicheres Zeichen, daß er mit dem Resultat seines Besuches zufrieden war. Das Laub war von den Bäumen längst abgefallen, das dürre Laub raschelte unter den Füßen des alten Mannes, und ein eisiger Wind spielte mit den grauen Locken, die der Hut nur zur Hälfte bedeckte.

Es war Winter geworden, und Wind und Wolken deuteten auf baldigen Schnee.

Der Inspektor empfand davon nichts, er wanderte langsam weiter, und seiner Aufmerksamkeit entging nichts, nicht das Kleinste und Unbedeutendste, worauf ein Anderer nicht geachtet haben würde.

Er mußte schon einmal hier gewesen sein, denn er wußte ganz genau die Stelle, auf der der Matrose allem Anscheine nach niedergeschlagen worden war.

Hier blieb er stehen, und wenn der Graf ihn jetzt gesehen hätte, würde er an die Harmlosigkeit dieses „Rentners" nicht mehr geglaubt haben.

Jeden Strauch, jeden Zweig besichtigte der alte Mann, mit seinem Notizbuch und dem Bleistift in der Hand, dann drang er in das Gebüsch hinein, die Fährte verfolgend, die damals auch der Polizei-Inspektor verfolgt hatte.

Einige Zweige hingen noch jetzt geknickt an den Sträuchern nieder, man konnte noch auf dem Boden die Bahn verfolgen, auf welcher der Mörder sein Opfer zum See geschleift hatte, aber das Alles mußte der Inspektor früher schon gesehen haben, er schenkte ihm keine Beachtung. An einigen Stellen scharrte er das Laub mit den Füßen fort, unermüdlich suchend, und endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte. Es war der etwas schwache aber deutlich sichtbare Eindruck einer Schuhsohle auf dem feuchten weichen Moose.

Der alte Mann kniete nieder und holte einen

Zollstab aus der Tasche, mit peinlicher Genauigkeit maß er den Eindruck, um dann das Resultat in sein Notizbuch einzutragen.

Damit noch nicht zufrieden, entwarf er in dem Buche eine Zeichnung der Sohle in verkleinertem Maßstabe, und nachdem dies geschehen war, deckte er über die jedenfalls wichtige Spur Laub und dürre Zweige, wohl um sie zu schützen und später sie wiederzufinden.

Dann ging er weiter zum See.

Auch hier stellte er Nachforschungen an, und lange blickte er in die spiegelhelle Fluth hinunter, aber bis auf den Grund konnte sein Blick nicht dringen.

Eine der Stangen, mit denen die Leiche des Matrosen heraufgeholt worden war, lag noch da, er hob sie auf und stieß sie in das Wasser hinunter.

Suchte er auch hier etwas, oder wollte er nur die Tiefe des Wassers messen?

Er zog die Stange wieder heraus und ging auf dem Wege, auf dem er gekommen war, zurück.

Als er an dem Schlosse vorbeischreiten wollte, um die Landstraße zu erreichen, sah er den Grafen im Reitanzuge unter dem Portale stehen.

Der Graf bemerkte ihn, er kam ihm langsam entgegen.

„Haben Sie etwas Neues entdeckt?“ fragte er in einem Tone, der eher Ironie als Neugier durchblicken ließ. „Oder haben Sie keine Nachforschungen angestellt?“

„Nachforschungen?“ erwiederte der Rentner scheinbar überrascht. „Was sollte mich dazu veranlassen? Ich habe nur den Schauplatz des Verbrechens besichtigt und die Spuren verfolgt, die damals zur Auffindung der Leiche geführt haben. Es war wohl dieselbe Stelle am Ufer, auf der die Leiche der Tochter Reimann's gelegen hat?“

„Allerdings,“ nickte der Graf. „Ihre Neugier ist nun wohl befriedigt? Mir ist es unbegreiflich, daß man an solchen Verbrechen so großes Interesse nehmen kann, wenn man nicht eben Kriminalbeamter ist!“

Der Inspektor schlug vor dem forschenden, mißtrauischen Blick des Edelmannes die Augen nicht nieder, ein gutmüthiges Lächeln umspielte seine Lippen.

„Es ist eben nicht Einer geschaffen wie der Andere,“ antwortete er, „so lange ich denken kann, habe ich mich für die Nachtseiten des Lebens und der Gesellschaft interessirt.“

„Und dieser Fall interessirt Sie wohl ganz besonders?“ fragte der Graf lauernd.

„Ich leugne das nicht.“

„Ist Ihnen vielleicht noch etwas dunkel, was durch die gestrigen Verhandlungen nicht aufgeklärt wäre?“

„Jetzt nicht mehr,“ sagte der Rentner ruhig, „die Schuld des Verurtheilten ist ja klar bewiesen.“

Der Graf griff an den Hut, der Rentner erwiederte den Gruß und ging von dannen.

Die Fragen des Edelmannes schienen seine Gedanken zu beschäftigen, den Blick auf den Boden geheftet, wanderte er mit raschen Schritten der Stadt zu, und wenn er von Zeit zu Zeit die Augen erhob, verrieth ihr Glanz die Lebhaftigkeit seines Denkens.

Als er in seiner Wohnung ankam, fand er hier den Hauptmann v. Gronau, der ihn schon seit einer halben Stunde erwartete.

„Ich dachte mir, daß Sie als pünktlicher Mann zur Mittagszeit heimkommen würden,“ sagte Gronau in heiterem Tone, „deshalb zog ich vor, hier zu warten.“

„Und wie Sie sehen, hat Ihre Vermuthung Sie nicht getäuscht,“ erwiederte der Inspektor.

„Mir ist es um so lieber, weil ich in der bewußten Angelegenheit Ihnen etwas zu übergeben habe. Hackert war vorhin bei mir.“

„Hat er Ihnen den Knopf gebracht?“

„Wußten Sie schon, daß er ihn besaß?“

„Nein, aber ich ahnte es, denn an der Joppe des Grafen fehlten heute zwei Knöpfe.“

„Ah, Sie waren bei ihm?“ fragte der Hauptmann überrascht.

„Ja,“ antwortete der alte Mann lakonisch. „Bitte, geben Sie mir den Knopf.“

Gronau kam diesem Verlangen nach, der Inspektor öffnete seinen Sekretär, nahm den früher erhaltenen Knopf heraus und verglich die beiden mit einander.

„Es ist ganz unzweifelhaft,“ sagte er, „die Marke des Fabrikanten ist auf beiden Knöpfen dieselbe.“

„Und allem Anscheine nach sind es theure Knöpfe,“ erwiederte der Hauptmann, „man darf wohl annehmen, daß sie zu gewöhnlichen Joppen nicht verwendet werden.“

„Dieser Vermuthung pflichte ich bei. Aber noch einmal frage ich: Was beweist der gefundene Knopf? Gar nichts, so lange nicht andere Beweise hinzutreten. Wann und bei

welcher Gelegenheit der Knopf verloren worden ist, wissen wir nicht, und es wird vielleicht ganz unmöglich sein, darüber Gewißheit zu erhalten."

„Wir dürfen nicht ruhen, bis wir diese Gewißheit haben!"

Der Inspektor legte die Knöpfe auf den Tisch und wanderte langsam auf und nieder.

„Welchen Eindruck hat die gestrige Verhandlung gegen den Wildhüter auf Sie gemacht, Herr Hauptmann?" fragte er.

„Wenn ich der Sache nicht näher getreten wäre, würde ich an der Schuld des Verurtheilten nicht zweifeln," erwiederte Gronau. „Mir scheint nur, daß die Untersuchung über einige Punkte etwas zu leicht hinweg gegangen ist."

„Wollen Sie mir die Punkte nennen?"

„Zum Ersten ist die Frage dunkel geblieben, weshalb der Matrose den Grafen aufgesucht hat. Aus den Aeußerungen des Zeugen Vetter und des Fräulein Vogel geht nur hervor, daß zwischen dem Matrosen und dem Edelmanne ein dunkles Geheimniß bestand, dessen Aufklärung sehr wünschenswerth gewesen wäre."

„Der Untersuchungsrichter scheint über diesen Punkt besser unterrichtet gewesen zu sein."

„Ich glaube das nicht, die Akten geben

darüber gar keinen Aufschluß. Graf Hohenhausen behauptet, der Matrose habe eine Anleihe machen wollen. Er ließ ihn abweisen und ihm einige Goldstücke anbieten; der Matrose warf dem Kammerdiener das Gold vor die Füße und sagte dabei, er wolle den Grafen im Park erwarten. Und was thut nun der Graf? Statt seine Diener in den Park zu schicken und den unverschämten Bettler hinaus werfen zu lassen, geht er selbst hin, um mit ihm zu unterhandeln."

„Aus Dankbarkeit und Mitleid!"

„So behauptet er allerdings, und mit dieser Behauptung beruhigen sich Alle, Untersuchungsrichter, Staatsanwalt, Richter und Geschworene!"

„Weil die Beweise gegen Reimann überzeugend waren," sagte der Inspektor. „Ich glaube, Sie wollten noch andere Punkte erwähnen."

„Ich frage, wo ist die Uhr des Ermordeten, wo der lederne Beutel mit den mexikanischen Goldstücken geblieben?"

„Hm — verschenkt, vergeudet — wer kann es wissen!"

„Gut, nehmen wir das an. Mexikanische Goldstücke sieht man in unserer Stadt nicht

jeden Tag, und ich glaube, außer den Bankiers, Kaufleuten und Wechslern wird Niemand sie annehmen. Diese Goldstücke wären jedenfalls wieder zum Vorschein gekommen, sollte man es nicht der Mühe werth gehalten haben, ihnen nachzuforschen?"

„Vielleicht ist das doch geschehen, und die Nachforschungen sind erfolglos geblieben. Vielleicht hat der Besitzer dieser Goldstücke gefürchtet, in die Untersuchung verwickelt zu werden."

„Und nun der dritte Punkt! Der Schäfer hat auf mich nicht den Eindruck eines erkauften Zeugen gemacht, wie das gestern vielfach behauptet wurde. Reimann behauptet mit solcher Sicherheit, daß er mit diesem Manne zusammengetroffen sei —"

„Hierauf lege ich am Ende gar keinen Werth," fiel der alte Mann ihm in's Wort. „Die Begegnung kann stattgefunden haben, aber am Tage vorher, dies mag die Sicherheit der Behauptung erklären."

Gronau schüttelte unwillig das Haupt, es ärgerte ihn offenbar, daß seine Ansichten keine Zustimmung fanden.

Der Inspektor war vor ihm stehen geblieben,

seine Lippen umspielte ein bedeutungsvolles Lächeln.

„Ich habe inzwischen nach allen Verhältnissen mich erkundigt," sagte er, „und ich weiß jetzt, daß die Eifersucht Ihren Blick trübt und Sie zu einem Urtheil veranlaßt, welches, gelinde gesagt, sehr gewagt ist. Aber hiervon abgesehen, will ich gerne zugeben, daß ich in Ihren Bemerkungen viel Richtiges finde, wenn ich auch jetzt noch weit davon entfernt bin, den Untersuchungsrichter einer Nachlässigkeit beschuldigen zu wollen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Beweise gegen den Wildhüter überwältigend sind."

„Sie waren im Schlosse," erwiederte Gronau ungeduldig. „Haben Sie etwas ausgerichtet?"

„Ja, ich habe Manches entdeckt. Es kann viel, es kann aber auch gar nichts sein, diese Entdeckungen geben uns noch immer kein Recht zu großen Hoffnungen."

„Aber es sind doch Entdeckungen!"

„Wenn man meine Resultate so nennen will, ja! Ich habe z. B. entdeckt, daß der Kammerdiener seinem Herrn grollt, weil er von ihm nur Undank erwartet. Wir würden

also an diesem Manne einen Verbündeten gewinnen, sobald der geeignete Augenblick für dieses Bündniß gekommen ist."

„Vertrauen Sie ihm nicht zu sehr," warnte der Hauptmann, „der alte Daniel hat immer den Mantel nach dem Winde gehangen, ich fürchte, daß man sich auf seine Treue nicht verlassen kann."

„Wenn ich ihn einmal habe, dann halte ich ihn fest, daß er mir nicht entrinnen kann," sagte der Inspektor ruhig, „wie man solche Leute behandeln muß, weiß ich aus Erfahrung. Aber ich habe noch andere Entdeckungen gemacht, die mein Geheimniß bleiben müssen. Gedulden Sie sich, ich hoffe nun bald zu wissen, ob mein Verdacht begründet ist oder nicht. Ich habe dabei mein Augenmerk auf einen ganz anderen Punkt gerichtet, an den vielleicht noch Niemand gedacht hat."

Gronau blickte den alten Mann fragend an, aber der Inspektor schüttelte den Kopf, als ob er andeuten wolle, weitere Erklärungen dürfe und werde er nicht geben.

„Und wie lange soll ich mich noch gedulden?" sagte er.

„Eine bestimmte Antwort kann ich Ihnen

darauf nicht geben, es ist möglich, daß Ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt wird."

„Und wenn nun der Graf Hohenhausen um die Hand meiner Cousine wirbt?" fragte Gronau mit bebender Stimme.

„Dann wird Baronesse v. Buchenau ihm hoffentlich einen Korb geben!"

„Sie würde es vielleicht thun, wenn die Entscheidung von ihrem freien Willen abhinge aber ihr Vater wird den Antrag annehmen, und seinem Befehl muß sie sich unterwerfen."

„Dann kann ich nichts daran ändern," sagte der alte Mann achselzuckend.

„Man müßte den Baron v. Buchenau auf unseren Verdacht aufmerksam machen."

„Bei Leibe nicht! Wollen Sie Alles verderben? Wenn Sie eine einzige Silbe verlauten lassen, Herr Hauptmann, kümmere ich mich nicht mehr um die Geschichte, und ich sage Ihnen noch einmal, dieselbe muß mir ganz allein überlassen bleiben. Man soll mich nicht fragen, ob und was ich entdeckt habe, und was ich zu thun gedenke, ich werde sprechen, wenn es Zeit ist, nicht eher. Bedarf ich Ihres oder des Jägers Beistand, so werde ich es Ihnen mittheilen."

„Und mein Lebensglück wird dabei vielleicht zu Grunde gehen," sagte der Hauptmann, tief aufseufzend. „Wenn Alma die Gattin des Grafen wird —"

„Zwischen Verlobung und Hochzeit liegt immer noch eine Frist," unterbrach der Inspektor ihn. „In dieser Frist kann die Entscheidung erfolgen."

„Und wenn dies nicht geschieht?"

„So werde ich dafür sorgen, daß die Hochzeit so lange hinausgeschoben wird, bis ich Gewißheit habe. Sie müssen sich nichtsdestoweniger auf das Schlimmste gefaßt machen, es ist ja möglich, daß wir einem Phantom nachjagen."

„Das Schlimmste!" wiederholte der Hauptmann, indem er mit der Hand über die Stirne strich. „Wenn dieses Schlimmste eintreten sollte, dann muß ich andere Wege suchen, um es abzuwenden. Also einstweilen kann ich nichts thun?"

„Nein, Herr Hauptmann. Sollten Sie eine wichtige Entdeckung machen, so kommen Sie sofort zu mir, ich werde inzwischen auch nicht müssig sein."

Gronau verließ den alten Mann mit schwerem

Herzen, er hatte gehofft, bessere Nachrichten zu erhalten.

Nachdem der Inspektor mit behaglicher Ruhe und großem Appetit sein Mittagsmahl verzehrt hatte, und die alte Haushälterin, die mit ihm speiste, in die Küche zurückgekehrt war, setzte er sich an seinen Sekretär, um die von Hohenhausen mitgebrachten Notizen zu prüfen und zu ergänzen.

Dann holte er aus einer Schublade einen vergilbten Brief, der an das Bankhaus „Romberg und Sohn" gerichtet war, und verglich die Handschrift mit der Erklärung, welche Graf Hohenhausen auf die Rückseite des falschen Schuldscheins geschrieben hatte.

Das Resultat dieser Prüfungen schien ihn zu befriedigen, wenigstens ließ seine triumphirende Miene dies vermuthen; er schrieb darauf einige Briefe, siegelte und adressirte sie und legte sie sammt den übrigen Papieren in die Schublade, die er sorgfältig verschloß.

Darüber war der Nachmittag verstrichen und der Abend angebrochen, der Inspektor hatte sich eben von seinem Sekretär erhoben, als nach kurzem Anpochen die Thüre geöffnet wurde und Bob eintrat.

„Ihr?“ fragte der alte Mann betroffen. „Was wollt Ihr denn hier?“

„Wenn Ihr nicht zu mir kommt, muß ich wohl zu Euch kommen,“ erwiederte Bob in barschem Tone. „Wir wollen endlich einmal wissen, was mit den Papieren geschehen soll.“

„Was Ihr wollt,“ sagte der Inspektor, den stechenden Blick fest auf das rothe Gesicht des Vagabunden heftend, „Ihr habt ja gehört, daß der Bankier Eure unverschämte Forderung nicht bewilligen will. Tausend Thaler wird er am Ende geben, Eure Drohungen fürchtet er nicht.“

„Tausend Thaler?“ spottete der Vagabund. „Ist seine Ehre nicht mehr werth?“

„Was Ihr damit sagen wollt, weiß ich nicht, ich kenne ja den Inhalt der Dokumente nicht weiter und mag mich auch nicht in dieses Geheimniß eindrängen. Nur aus Gefälligkeit für den Bankier habe ich die Angelegenheit übernommen, wenn Ihr nun meinem Rathe nicht folgen wollt, so kann ich nichts weiter in der Sache thun. Wie es Eurem Genossen Reimann ergangen ist, habt Ihr gestern gesehen, nehmt ein Beispiel daran, Bob, Ihr seid auf dem besten Wege, ihm zu folgen.“

„Natürlich!“ höhnte Bob. Man braucht

ja nur einen Verdacht auf mich zu werfen! An dem Raubmord ist Reimann so unschuldig wie ein neugebornes Kind. Wenn ich das sage, glaubt man mir freilich nicht, aber die Geschworenen hätten es selbst sich sagen können, wenn sie nicht ganz vernagelt gewesen wären."

„Daß Ihr das glaubt, wird Jeder natürlich finden, eine Krähe hackt ja der andern kein Auge aus. Wenn Ihr etwas gegen den Bankier unternehmen wollt, so bedenkt vorher die Folgen! Man wird Euch sofort wegen Eurer Theilnahme an dem Einbruch verhaften, und es könnten alsdann noch andere Sünden an den Tag kommen, von denen die Polizei augenblicklich noch keine Ahnung hat. Besser ist es, Ihr nehmt die tausend Thaler und gebt die Papiere zurück."

Ein heiseres Hohnlachen war die Antwort Bob's.

„Und noch Eins!" fuhr der alte Mann mit gehobener Stimme fort. „Gebt nicht zu viel auf den Rath des Advokatenschreibers, dem Burschen liegt gar nichts daran, Euch in die Tinte zu reiten, wenn er für sich selbst nur Vortheil davon hat."

„Danke für den Rath!"

„Ich habe ihn Euch gegeben, ob Ihr ihn nun befolgen wollt, ist Eure Sache. Wenn Ihr zur Vernunft gekommen seid, laßt es mich wissen, ich will dann, aber auch nur in diesem Falle, die Vermittelung zwischen Euch und dem Bankier noch einmal übernehmen."

Bob erwiederte darauf nichts, er lachte noch immer, als er das Haus verließ, in dessen Nähe Fritz Keller ihn erwartete.

„Es war vergeblich, wie?" fragte der Doktor mit einem lauernden Blick auf seinen Genossen.

„Natürlich!" erwiederte Bob ärgerlich. „Der alte Polizeispion will nichts mehr in der Sache thun."

„Desto besser! Mit solchen Leuten läßt sich überhaupt nicht unterhandeln."

„Er hat mich vor Euch gewarnt," spottete Bob, und aus seinen stieren Augen traf ein boshafter Blick seinen Begleiter, aber der „Doktor" zuckte gleichgiltig die Achseln, als ob er sagen wollte, das überrasche ihn nicht, weil er es erwartet habe.

„Was geht daraus hervor?" erwiederte er; daß er Zwietracht zwischen uns säen will. Wenn ich Euch nicht mehr zur Seite stehe, seid Ihr

in den Händen eines solchen Burschen weiches Wachs."

„Wenn er das glaubt, könnte er sich getäuscht sehen."

„Natürlich glaubt er es, und es ist die Wahrheit. Er droht Euch so lange, bis er Euch eingeschüchtert hat, und dann gebt Ihr schließlich nach."

„Ueber seine Drohungen lache ich!"

„Na, na, ich kenne das besser. Ich will Euch etwas sagen, Bob, Ihr wißt noch gar nicht, was der alte Fuchs vorhat. Der Bankier hat ihm jedenfalls eine bedeutende Summe geboten, vielleicht zehntausend Thaler, nun sollen wir uns mit Tausend begnügen, damit der Inspektor das Uebrige in die Tasche stecken kann."

Bob blieb stehen und sah starr in das verschmitzte Gesicht seines Begleiters. Nein, daran hatte er wirklich noch nicht gedacht!

„Glaubt Ihr das wahrhaftig?" fragte er.

„Bah, einem solchen geriebenen Fuchs traue ich Alles zu!"

„Dann wäre er ein Schuft!"

„Sagt es ihm in's Gesicht und hört, was er antwortet," spottete der Doktor. „Wir können ja hinter seine Schliche kommen, wenn

wir selbst mit dem Bankier unterhandeln. Und dazu seid Ihr nicht der Mann, Bob."

„Weshalb nicht?"

„Ihr würdet wegen Eurer Grobheit hinausgeworfen werden, Ihr versteht eben nicht, mit solchen Leuten zu unterhandeln. Laßt mich das allein besorgen, ich werde heute Abend, sobald das Bureau geschlossen ist, hingehen, und Ihr sollt sehen, wie rasch ich mit dem vornehmen Herrn fertig werde."

„Und wenn er nicht will, dann —"

„Er wird schon wollen; ich werde es ihm klar machen, daß wir den Werth der Papiere kennen. Und mir gegenüber braucht er kein Blatt vor den Mund zu nehmen, dem ehemaligen Polizei-Inspektor hat er wohl nicht gerne verrathen wollen, wie gefährlich die Dokumente für ihn werden können."

Bob nickte zustimmend, die Richtigkeit dieser Bemerkung leuchtete ihm ein.

„Und ich sage noch einmal, wenn er nicht will, dann gehen wir zu dem Anderen!" erwiederte er.

„Natürlich! Der Andere wird uns gerne eine hohe Provision geben, der arme Schlucker hat ja keine Ahnung davon, daß er um sein Vermögen betrogen worden ist."

„Vielleicht thäten wir besser, uns sofort an ihn zu wenden."

„Damit hat es noch Zeit, für den Bankier ist die Geschichte wichtiger! Nur keine Ueberstürzung, Bob! Also heute Abend gehe ich hin, wir treffen uns nachher im rothen Hirsch, ich werde wohl gute Nachrichten bringen."

„Wohin wollt Ihr jetzt?" fragte Bob, seinen Begleiter anblickend, der stehen geblieben war.

„Ich habe vorher noch einen anderen Gang zu machen, also auf Wiedersehen!"

Damit bog der Doktor in eine Seitenstraße ein, und nach wenigen Sekunden war er in der Dämmerung dem Blick seines Genossen entschwunden.

---

10. Capitel.

Der Advokatenschreiber.

Herr v. Adlerberg saß in der Abenddämmerung an dem Bette seines verwundeten Sohnes, dem der Arzt jetzt erlaubt hatte, dann und wann einen kurzen Besuch anzunehmen. Er war allein mit ihm, der Wärter hatte das Zimmer verlassen, um im Garten einen kurzen Spaziergang zu machen.

Voll ernster Besorgniß ruhte sein Blick auf dem bleichen Gesicht des Jünglings, aber neben dieser Besorgniß um das Leben des Sohnes beschäftigten noch andere Gedanken seine Seele.

„Diese muthige That sühnt die Verirrungen der Vergangenheit," sagte er leise, „ich darf nun wieder stolz auf Dich sein. Und wenn ich ernst über das Vorgefallene nachdenke, so

meine ich eine Fügung der Vorsehung darin erblicken zu müssen. Du bist nun Gast der Familie, an die ich Dich fesseln wollte, um Deine Zukunft sicher zu stellen, und da Du dieses Haus sobald noch nicht verlassen kannst, so wirst Du häufig Gelegenheit finden, Dein Interesse wahrzunehmen."

„Aber wie kannst Du jetzt daran denken!" erwiederte Adalbert mit leisem Vorwurf.

„Und weshalb sollte ich nicht daran denken? Die Familie Romberg ist Dir zu großem Dank verpflichtet, und wenn es Dir gelingt, das Herz der jungen Dame zu erobern, so wird der Bankier Dir die Hand seiner Tochter nicht verweigern. Für Dich ist die Erreichung dieses Zieles eine Lebensfrage und, ja ich will es zugeben, auch für mich."

„Wenn Jemand Deine Worte hörte."

„Ich rede so leise, daß Niemand sie hören kann. Natürlich muß ich der Sache fern bleiben, man darf nicht ahnen, daß dieser Plan zwischen uns verabredet worden ist, auch ist es unerläßlich, daß wir die übernommenen Rollen weiter spielen, ich bleibe Dein Onkel bis zu Deiner Verlobung. Und daß unser Plan an irgend einem Hinderniß scheitern könnte, fürchte ich

nicht. Du wirfst ein Adelswappen in die Wagschale, das gilt dem Bankier mehr als Reichthum, und Flora ist eine fesselnde Schönheit —"

„Vielleicht zu fesselnd!"

„Wie meinst Du das?"

„Ihr Bruder sagte mir, Graf Hohenhausen besuche dieses Haus sehr häufig, er war noch gestern Abend hier, und ich fürchte, daß Flora nach ihm ihre Netze auswirft."

„Mag sein, indeß hat das gar nichts zu bedeuten. Wie ich aus sicherer Quelle weiß, wird Graf v. Hohenhausen um Baronesse v. Buchenau werben, dann müssen diese Träumereien ein Ende nehmen. Du hast wohl Flora seitdem nicht wieder gesehen?"

„Nein."

„Sie wird natürlich das Krankenzimmer nicht betreten, aber später, als Reconvalescent, bist Du oft mit ihr zusammen, dann gilt es, liebenswürdig zu sein."

„Und ist das Alles, was Du mir über meine Zukunft zu sagen hast?" fragte der junge Mann.

„Ist sie nicht gesichert, wenn Du diese Dame heirathest?"

„Gesichert? Ich glaube nicht, diese Frage so unbedingt bejahen zu können. Soll ich mir

von meiner Gattin den Vorwurf machen lassen, daß sie mich ernähre? Ich könnte ihn nicht ertragen, und ebenso unerträglich wäre es mir, müssig gehen zu sollen."

„Darüber habe ich auch nachgedacht, aber ich weiß nicht, welchen Rath ich Dir geben soll. Ich denke, wenn Du einmal festen Boden unter den Füßen hast, wird auch eine passende Beschäftigung für Dich sich finden, wäre es auch nur irgend eine Liebhaberei, ein Steckenpferd —"

„Damit kann man sich nicht ernähren!"

„Du wirst doch kein Handwerk lernen wollen?"

„Ich finde diese Frage nicht so scherzhaft," sagte Adalbert in verweisendem Tone, „man muß ihr mit männlichem Ernst nahe treten und eine Richtschnur ziehen. Es ist noch immer früh genug, etwas zu lernen."

„Gewiß, ich habe nichts dagegen," nickte der Baron. „Hast Du vielleicht schon einen Entschluß gefaßt?"

„So weit ich ihn fassen kann — ja. Es fragt sich dabei nur noch, ob der Bankier auf meinen Wunsch eingehen wird."

„Romberg? Was hat er damit zu schaffen?"

„Ich dachte, wenn er mich in sein Geschäft aufnähme, mir vielleicht die Korrespondenz an=

vertraute, sei es nun in der französischen, englischen oder deutschen Sprache, ich würde mich bestreben, diesen Posten sobald als möglich ausfüllen zu können, man lernt ja rasch, wenn man nur den guten Willen hat."

„Aber Adalbert — ein Baron Adlerberg Commis eines Bankhauses?"

„Wir wollen den ‚Baron' fortlassen, der Titel ist recht schön, aber er bringt nichts ein. Und weshalb sollte ein Baron nicht Associé eines Bankhauses sein können?"

„Das ist allerdings wahr, aber zwischen Associé und Commis liegt doch ein gewaltiger Unterschied."

„Steht der Korrespondent eines Bankhauses mit dem Commis eines Materialwaarenhändlers auf derselben Stufe? Und kann man nicht den Leuten, die sich dafür interessiren sollten, sagen, ich habe die Stelle nur deshalb angenommen, um im Bankfache mir Kenntnisse zu erwerben? Es kann ja auch eine besondere Liebhaberei, oder, wenn Du willst, eine Marotte meinerseits sein, was geht's denn die Leute an? Ich erwerbe mir dadurch Kenntnisse, auf die ich in jedem Falle meine Zukunft gründen kann, dies muß alle Bedenken überwiegen."

Der Baron ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Der Vorschlag seines Sohnes gefiel ihm nicht, sein Adelsstolz empörte sich gegen ihn, gleichwohl mußte er zugeben, daß die obwaltenden Verhältnisse ihn rechtfertigten.

„Außerdem wäre dies auch das beste Mittel, mich dieser Familie noch näher zu bringen," nahm Adalbert noch einmal das Wort, „ich würde mich dadurch noch enger und fester an sie ketten, und ich meine, dies müsse mit Deinem Plane übereinstimmen."

Allerdings that es das; die Bedenken des Barons schwanden mehr und mehr.

„Man müßte eine Form suchen, unter der man diesen Wunsch äußern könnte, ohne sich etwas zu vergeben," erwiederte er gedankenvoll. „Einstweilen mußt Du der Sohn meines reichen Bruders bleiben —"

„Ich meine, diese Maske könne man nun fallen lassen."

„Bewahre! Du kannst selbst nicht wünschen, daß man Deiner Vergangenheit nachforscht."

„Vielleicht denkt man nicht daran, es zu thun."

„Man wird es thun. Man wird es auf-

fallend finden, daß ich früher niemals von meinem Sohne geredet habe —"

„Das wird man auch später thun."

„Bah, wenn Du der Verlobte der schönen Tochter des reichen Bankiers bist, denkt Niemand daran."

„Nun, ich unterwerfe mich in diesem Punkte Deinen Anordnungen, so sehr mir auch diese Lüge verhaßt ist, die uns große Unannehmlichkeiten bereiten kann."

Der Eintritt des Wärters brach die Unterredung ab. Der Baron erhob sich, die ihm für diesen Besuch gestattete Frist war abgelaufen, die Anordnungen des Arztes mußten noch immer streng befolgt werden.

„Wenn es mir erlaubt wird, komme ich morgen wieder," sagte er, während er sich über den Verwundeten neigte und ihn auf die Stirne küßte, „Gott möge Dich bald genesen lassen."

Und als er nun aus dem Krankenzimmer auf den Korridor trat, sah Herr v. Adlerberg sich der Tochter des Bankiers gegenüber.

Sie lud ihn ein, mit ihr in das Familienzimmer zu treten, und der Baron kam dieser Einladung mit Vergnügen nach.

„Wie haben Sie Ihren Neffen gefunden?"

fragte Flora, und eine herzliche Theilnahme lag in dem Tone ihrer Stimme.

„Ich danke Ihnen," antwortete der Baron, „die Hoffnung, daß er uns erhalten bleibt, ist ja nun kein schwacher Strohhalm mehr. Und das danken wir Ihnen, gnädiges Fräulein, Ihrer Fürsorge, Ihrer aufopfernden Sorgfalt."

„Sie richten Ihren Dank an eine falsche Adresse," sagte Flora lächelnd, „ich habe ihn nicht verdient. Wir hatten das Glück, einen ausgezeichneten Wärter zu finden —"

„Verzeihen Sie, Ihnen, der Dame des Hauses, gebührt der erste Dank, Sie dürfen ihn nicht zurückweisen. Adalbert empfindet das auch, und er sehnt sich danach, Ihnen seinen Dank abstatten zu können."

„Wir sind ihm zu größerem Danke verpflichtet."

„Keineswegs. Er wäre ein Feigling gewesen, wenn er sich den Burschen nicht entgegen geworfen hätte. Ein Edelmann ohne Muth darf auf Achtung keinen Anspruch machen. Die Wunde, die er in diesem Kampfe empfangen hat, ehrt ihn für sein ganzes Leben."

Flora schlug vor dem Blick des alten Herrn die schönen Augen nieder, es war ein ganz

sonderbarer Blick, der in ihrer Seele lesen zu wollen schien.

„Ich hoffe, daß er nun recht bald genesen wird,“ sagte sie leise.

„Es ist auch mein Wunsch,“ erwiederte der Baron mit einer leichten Verbeugung. „Sobald Adalbert das Haus verlassen darf, werde ich ihn in meine Wohnung holen. Es ist zwar die Wohnung eines Junggesellen, aber er wird selbst wünschen, daß er Ihnen nicht mehr zur Last falle —“

„Herr Baron, diese Worte könnten meine Familie und mich beleidigen, wenn ich nicht wüßte, daß die Absicht einer Beleidigung Ihnen fern liegt!“ sagte Flora mit einem zürnenden Blick auf den alten Herrn. „Wie können Sie nur glauben, daß wir zu dieser Umquartierung, und noch dazu im Winter, unsere Zustimmung geben werden? Herr v. Adlerberg wird unser Gast sein, so lange, bis er völlig genesen ist.“

Der Baron verneigte sich dankend, er hatte seine Absicht erreicht, es war ja sein Wunsch, daß Adalbert in diesem Hause blieb, bis der junge Mann Herz und Hand Flora's erobert hatte.

„Und wie weit ist unsere Ahnen-Angelegen-

heit gediehen?“ fragte Flora, einen heiteren Ton anschlagend. „Papa hat unser Wappen bereits auf dem sämmtlichen Silbergeschirr anbringen lassen, er ist entzückt von dieser interessanten Entdeckung, die er Ihrer Freundschaft verdankt.“

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des Barons.

„Ich habe noch keine Antwort auf meine Briefe erhalten,“ sagte er, „wir werden uns wohl noch einige Wochen gedulden müssen.“

„Aber Sie glauben mit einiger Sicherheit unsere Erhebung in den Adelsstand versprechen zu können?“

„Ja, ich glaube es.“

„Die Erfüllung dieses Versprechens würde mich recht herzlich für Papa freuen, ich selbst lege keinen Werth darauf.“

„Und Ihr Herr Bruder scheint ebenfalls gegen diese Erhöhung gleichgiltig zu sein.“

„Theodor ist eine prosaische Natur,“ sagte Flora, „ein herzensguter Mensch, aber er lebt nur für das Geschäft, und von diesem nüchternen Standpunkte aus fällt er sein Urtheil über Alles. Was nützt ihm ein Titel, der ihm nichts einbringt! Er würde, um ihn zu erhalten, nicht

einen Thaler opfern, er ist in dieser Beziehung auch gegenüber seiner Umgebung rücksichtslos. Vielleicht haben Sie das auch schon erfahren," fügte sie hinzu, da sie in diesem Augenblicke sich des schroffen Urtheils erinnerte, welches Theodor über den Baron geäußert hatte, „er kennt in diesem Punkte keine Rücksichten, und wer ihn näher kennt, nimmt seine Worte nicht so scharf. Ich glaube, er würde dem Grafen Hohenhausen gegenüber auch kein Blatt vor den Mund nehmen, wenn irgend etwas sein Mißfallen erregte."

„Graf Hohenhausen!" wiederholte der Baron, der nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, um die Rede auf ihn zu bringen. „Sie wissen wohl schon, gnädiges Fräulein, daß er im Begriff steht, sich zu verloben?"

Flora erbleichte, Bestürzung spiegelte sich in ihrem Blicke, der Baron gab sich den Anschein, als bemerke er es nicht.

„Ich habe davon noch keine Ahnung gehabt," sagte sie mit mühsam erzwungener Ruhe, „Graf Hohenhausen war gestern Abend noch unser Gast, und Gräfin Unica, meine Freundin, hat mir keine Silbe davon verrathen."

„Ich weiß es aus zuverlässiger Quelle."

„Und darf man fragen, wer die Glückliche ist?"

„Baronesse v. Buchenau.“

Flora lachte hell auf, aber es war ein krampfhaftes, erzwungenes Lachen, man hörte ihm an, daß dem schönen Mädchen die Thränen nahe standen.

Der Baron sah sie befremdet an, auf diesen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch war er nicht gefaßt gewesen, er bereute schon, ihr die Mittheilung so ohne alle Vorbereitung gemacht zu haben.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron,“ sagte sie, ihre Fassung wieder gewinnend, „meine Heiterkeit muß Sie überraschen, vielleicht verletzen. Aber Sie kennen Alma v. Buchenau wohl nicht?“

„Ich habe allerdings nicht die Ehre.“

„Dann wissen Sie auch nicht, welche unglückliche Wahl Graf v. Hohenhausen getroffen hat.“

„Unglücklich?“

„So sagte ich. Baronesse v. Buchenau besitzt keine Lebensart, sie gefällt sich darin, Anderen Sottisen zu sagen, und ich fürchte, Graf Hohenhausen wird sich sehr getäuscht finden, wenn er den Charakter seiner Braut kennen lernt.“

Der alte Herr schüttelte mit theilnehmender Miene das Haupt.

„Dann würde ich ihn bedauern,“ sagte er,

„und es wäre Freundespflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen.“

Ein herber Zug glitt über das Antlitz Flora's.

„Wollen Sie das thun?“ fragte sie. „Ich glaube, Sie würden keinen Dank ernten, Graf Hohenhausen läßt sich durch Warnungen so wenig wie durch einen freundschaftlichen Rath in seinen Entschlüssen beirren, was er einmal will, das hält er fest.“

„Sie mögen Recht haben.“

„Glauben Sie mir, ich beurtheile ihn richtig,“ fuhr Flora lebhafter fort, „und wenn Baronesse v. Buchenau erführe, daß Sie den Grafen gewarnt haben, so würde sie Ihnen das nicht vergessen. Da ist es denn am Besten, Sie greifen nicht ein, Sie haben nur Unannehmlichkeiten davon.“

Der Baron nickte zustimmend, es lag ja auch gar nicht in seinem Interesse, einzugreifen.

„Vielleicht ist es auch nur ein Gerücht, man könnte es begreifen, denn es liegt sehr nahe,“ sagte Flora, indeß ihr Blick verstohlen das Gesicht des alten Herrn streifte.

„Nein, nein, ein Gerücht ist es nicht.“

„Dann begreife ich nicht, daß Gräfin Unica mir gar nichts davon mitgetheilt hat. Aber

es kann ja sein, daß sie nicht daran dachte," fuhr Flora fort, indem sie dem Beispiel des Barons folgte und sich erhob, „oder auch, daß ihr Bruder es nicht wünschte, ich mache ihr deshalb keinen Vorwurf."

Herr v. Adlerberg ließ sich durch die erheuchelte Ruhe des Mädchens nicht täuschen, ihre Blicke und der herbe Zug um ihre Mundwinkel verriethen ihm, wie gewaltig es in ihrem Innern tobte.

Hatte sie wirklich so zuversichtlich auf die Werbung des Grafen vertraut? Hatte sie so sicher geglaubt, Gräfin v. Hohenhausen zu werden?

Sie mußte ja selbst sich sagen, daß dies thörichte, unerfüllbare Wünsche waren, denen nur Enttäuschung folgen konnte. Und wenn sie die Nichtigkeit dieser Hoffnungen nicht eingesehen hatte, dann durfte sie sich nicht darüber beklagen, daß das plötzliche Erwachen aus diesen Träumen ihr böse Stunden bereitete.

Und es war im Grunde besser, daß er es ihr gesagt und sie vorbereitet hatte, als daß die Anzeige der Verlobung sie so ganz unerwartet traf.

Damit tröstete der Baron sich, während er

die mit Teppichen belegte Treppe hinunterstieg. Sie konnte ihm keinen Vorwurf machen, sie ahnte ja nicht, welche Absicht seinen Mittheilungen zu Grunde gelegen hatte.

Vor dem Kabinet des Bankiers blieb er stehen, er klopfte an und trat im nächsten Augenblick ein.

Hier unten brannte das Gas schon lange, man hatte hier keine Zeit, eine Siesta in der Dämmerstunde zu halten.

Der Bankier saß vor seinem Schreibtisch und las die Zeitungen, die kurz vorher mit der Post eingetroffen waren, Theodor stand vor dem Pulte und sah beim Eintritt des Barons kaum von seiner Arbeit auf.

„Ich störe doch nicht?“ fragte Herr v. Adlerberg.

„Nicht im Entferntesten,“ erwiederte Romberg, dessen Stirne leichte Falten zeigte. „Im Gegentheil, Ihr Besuch ist mir sehr willkommen.“

Der Baron warf einen forschenden Blick auf Theodor, der ruhig weiter arbeitete, dann nahm er in dem Sessel Platz, den der Bankier ihm angeboten hatte.

„Sie waren bei Ihrem Neffen?“ fragte Romberg. „Der junge Herr ist nun außer Gefahr,

hoffentlich wird kein Rückfall eintreten. Wie fanden Sie ihn?"

„Nun, ich war ja darauf vorbereitet, ihn in seinem Aeußern verändert zu finden," sagte der Baron, indem er die Cigarre nahm, die der Bankier ihm anbot, „also konnte mich sein Anblick so sehr nicht überraschen. Ich war in großer Sorge um ihn, und ich bin es noch heute."

„Der Arzt hat uns ja beruhigt —"

„Aber Sie sagen ja selbst, ein Rückfall könne eintreten. Und abgesehen hievon muß ich auch mit großer Besorgniß der Zukunft meines Neffen gedenken. Er hatte in Bezug auf seine spätere Carrière noch keinen Entschluß gefaßt, aber er würde aller Wahrscheinlichkeit nach in die Armee eingetreten sein, und das kann er nun nicht mehr."

„Was hindert ihn daran?" fragte Romberg.

„Die Wunde," erwiederte Herr v. Adlerberg. „Mein Neffe wird zum Felddienst nicht mehr tüchtig sein, wer einmal eine solche Wunde erhalten hat, der darf seinen Körper großen Strapazen nicht mehr aussetzen."

„Und zum Eintritt in die Armee wäre es für den jungen Herrn wohl auch schon zu spät

gewesen," schaltete Theodor ein. „Wenn er diese Laufbahn wählen wollte, dann müßte er bereits seit einigen Jahren Offizier sein."

„Sie haben Recht," sagte der Baron, dem jungen Manne freundlich zunickend, „aber Adalbert konnte sich nicht entschließen, und er wurde auch nicht zu einer Entscheidung gedrängt. Ueberdies durfte er ja auch auf eine rasche Beförderung vertrauen, seine Verwandten und Freunde haben an maßgebender Stelle bedeutenden Einfluß. Diese Hoffnungen sind nun freilich dahin, und Adalbert scheint auf dem Krankenlager darüber sehr ernst nachgedacht zu haben. Er verlangt nach einer seinen Fähigkeiten angemessenen Beschäftigung — nicht des Gewinnes wegen, denn er hat nicht nöthig, darauf zu sehen, sondern, um sich nützlich zu machen."

Ueber die Lippen Theodors glitt ein ironisches Lächeln, aber der Bankier nickte zustimmend, als ob er sagen wolle, er finde diesen Entschluß ganz in der Ordnung.

„Und die Wahl scheint ihm auch nicht schwer geworden zu sein," fuhr der Baron fort, indeß er gedankenvoll den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre nachschaute, „ich muß gestehen, daß sie

mich überrascht hat, und ich glaube, sie wird auch Sie überraschen!"

„Nun?" fragte der Bankier, als Herr v. Adlerberg abbrach.

„Er wünscht, in Ihrem Bankhause eine Stelle zu erhalten."

Theodor legte die Feder nieder und sah den Baron überrascht an, auch der Bankier konnte sein Befremden nicht verbergen.

„Eine Stelle in meinem Hause?" erwiederte er. „Das ist allerdings leicht gesagt, und ich würde auch nicht abgeneigt sein, den Wunsch des jungen Herrn zu erfüllen, aber ich fürchte, daß die nöthigen Vorkenntnisse fehlen, und ohne diese geht es nun einmal nicht."

„Adalbert kennt die englische und französische Sprache, er würde gerne die Korrespondenz übernehmen."

Der Bankier blickte fragend seinen Sohn an, es schmeichelte doch seinem Stolze, daß ein Baron v. Adlerberg sein Korrespondent sein sollte.

„Was sagst Du dazu?" fragte er.

„Wenn Herr v. Adlerberg diesen Entschluß noch einmal überlegen wollte, so würde er ihn vielleicht wieder fallen lassen," antwortete

Theodor. „Er würde sich in eine abhängige Stellung begeben —"

„Das hat er bereits bedacht," unterbrach der Baron ihn ruhig, „und einen einmal gefaßten Entschluß läßt er nicht wieder fallen, in dieser Beziehung kenne ich ihn. Was ihm noch fehlt, um die Stelle ganz auszufüllen, wird er ja rasch lernen, es kommt dabei nur auf den guten Willen an, und daß er diesen mitbringen wird, davon dürfen Sie überzeugt sein."

„Wenn er in den fremden Sprachen einen eleganten Styl schreibt, so genügt das ja," erwiederte der Bankier, „ich habe in dieser Beziehung noch keinen Korrespondenten gehabt, der mich völlig zufrieden gestellt hätte. Ich denke, wir warten mit der definitiven Entscheidung über diese Frage bis zur völligen Genesung des jungen Herrn, dann können wir die Angelegenheit endgiltig ordnen."

„Ich darf also meinem Neffen sagen, daß Sie geneigt seien, seinen Wunsch zu erfüllen?"

„Gewiß," nickte der Bankier, „aber eine Verpflichtung kann ich heute noch nicht übernehmen."

„Ich danke Ihnen."

„Sie haben in der andern Angelegenheit noch keine Nachricht erhalten?“ fragte Romberg.

„Nein, wir müssen Geduld haben. Die Sache geht ihren vorgeschriebenen Weg, und man weiß ja, wie sehr solche Angelegenheiten in die Länge gezogen werden. Die Papiere wandern aus einem Bureau in das andere, und die Herren Beamten finden selten einmal eine Stunde, die ihnen zur Erledigung solcher Angelegenheiten geeignet scheint.“

Theodor hatte die Brauen zusammengezogen, und in dem Blick, den er dem Vater zuwarf, spiegelten sich Aerger und Mißbilligung. Ihm war es längst klar geworden, daß dieses Adelsdiplom nur ein Köder war, durch den Herr v. Adlerberg den Bankier fester an sich ketten wollte, er begriff nicht, daß sein Vater das noch immer nicht einsah.

Romberg schien nicht weiter darüber nachzudenken, eine andere Frage beschäftigte ihn schon.

„Kennen Sie den Hauptmann v. Gronau?“ sprach er.

„Gronau?“ erwiederte der Baron, indem er die Asche von der Cigarre strich. „Ich habe

ihn einige Mal im Offizier-Kasino gesehen; er ist noch nicht lange hier."

„Seit einem Jahre," sagte Theodor, den die Abneigung seines Vaters gegen den Hauptmann befremdete. „Sie werden zugeben müssen, daß —"

„Bitte," schnitt der Bankier ihm das Wort ab, „ich möchte gerne ein ganz unbefangenes Urtheil über den Hauptmann hören. Was halten Sie von ihm, Herr Baron?"

„So weit ich ihn kenne, kann ich nur ein günstiges Urtheil über ihn fällen. Er ist sehr ernst, schweigsam und verschlossen, vielleicht hat er in seiner Jugend bittere Erfahrungen gemacht."

„Er wird wohl Schulden haben!"

„Welcher Offizier hätte sie nicht?" scherzte der Baron.

„Oder er spielt!"

„Möglich, ich kann darüber nichts Bestimmtes sagen. Ich selbst meide den grünen Tisch, die leidenschaftlichen Aufregungen liebe ich nicht."

„Hauptmann v. Gronau ist ein durchaus solider, nüchterner Mann," sagte Theodor, und in dem Tone, den er anschlug, lag eine leise Entrüstung, „ich war während des Feldzuges

lange mit ihm zusammen und habe niemals an ihm etwas zu tadeln gefunden."

„Ich glaube, Deine Freundschaft zu dem Hauptmann macht Dich blind gegen seine Fehler," erwiederte der Bankier, leicht das Haupt wiegend. „Solltest Du wirklich nie ein Kartenspiel oder den Würfelbecher in seiner Hand gesehen haben?"

„Wenn ich das behaupten wollte, würde ich eine Unwahrheit sagen," versetzte Theodor ernst. „Aber muß man denn gleich ein Hazardspieler sein, wenn man einmal ein Spiel macht, um die Langeweile fern zu halten? Gronau hat nie mit Leidenschaft gespielt, er war in allen Stücken ruhig, die Leidenschaften hatten keine Gewalt über ihn."

„Ich glaube dem Hauptmann dasselbe Zeugniß ausstellen zu können," sagte der Baron, der sich inzwischen von seinem Sessel erhoben hatte, „aber ich kenne ihn nicht genau genug, um mir ein eingehendes Urtheil über ihn anzumaßen. Wenn Sie es aus besonderen Gründen wünschen, bin ich bereit, Erkundigungen über ihn einzuziehen —"

„So großes Interesse nehme ich nicht an ihm," fiel Romberg ihm rasch in's Wort, „die

Mittheilungen, welche Sie mir gemacht haben, genügen mir."

„Sie wünschen also nicht, daß ich mich erkundige?"

„Nein, Herr Baron, ich danke Ihnen."

Herr v. Adlerberg zog seine Handschuhe an und warf wiederum einen forschenden Blick auf Theodor, der seine ganze Aufmerksamkeit wieder der ihm vorliegenden Arbeit widmete und nur flüchtig aufschaute, als der Baron sich entfernte.

Aber kaum hatte der Letztere das Kabinet verlassen, als Theodor die Feder hinlegte und einen Blick auf seine Uhr warf.

„Was hast Du nur gegen Gronau?" fragte er. „Du kennst den Mann nicht und äußerst eine Abneigung gegen ihn, die ich wirklich nicht begreife, weil ich keine Gründe für sie finde."

Der Bankier fuhr aus seinem Brüten auf und strich mit der Hand über die Stirne.

„Gegen Gronau?" erwiederte er, wie aus einem Traume erwachend. „Nichts, Theodor, ich kann ja, wie Du selbst sagst, nichts gegen ihn haben, aber es ist mir doch auch nicht gleichgiltig, mit wem Du umgehst."

„Fürchtest Du, ich könne einem Menschen

meine Freundschaft schenken, der ihrer nicht würdig sei?"

Der Bankier zuckte die Achseln, der Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß ihm dieses Thema unangenehm war.

„Du bist noch sehr jung," sagte er, „und in der Jugend läßt man sich gerne durch den Schein täuschen, man glaubt, was man hofft, und gibt sich nicht die Mühe, hinter die Maske zu dringen."

„Hauptmann v. Gronau —"

„Ist Offizier, und diesen Kreisen soll der Kaufmann fern bleiben, er paßt einmal nicht hinein."

Ein bitterer Zug umzuckte die Lippen des jungen Mannes.

„Wollen wir uns auf diesen Standpunkt stellen, dann passen auch die Barone Adlerberg und Graf Hohenhausen nicht in unsern Familienkreis, in den sie gleichwohl eingeführt worden sind," sagte er. „Und was den Baron v. Adlerberg betrifft, so wirst Du die Erfahrung machen müssen, daß er Dich betrogen hat."

„Theodor!"

„Ich nenne gerne jedes Ding bei seinem richtigen Namen. Wegen der Schwäche, einen

Titel oder gar ein Adelsdiplom zu erhaschen, will ich nicht mit Dir rechten, es hat ja Jeder sein Steckenpferd, aber ärgern und empören muß es mich, wenn eine solche Schwäche ausgebeutet wird. Dieser Herr v. Adlerberg ist nach meiner Ueberzeugung nichts weiter als ein Abenteurer; das Geld, welches er von Dir empfängt, steckt er in seine Tasche, und was er Dir dafür vorlügt —"

„Genug!" sagte der Bankier entrüstet. „Hättest Du Ehrgeiz, so würdest Du nicht so reden, aber Dir genügt die Stellung, die Du einnimmst —"

„Vollständig!"

„Und doch liegt Besseres, Höheres vor Dir."

„Wenn wir nur bleiben, was wir sind —"

„Bah, mir genügt das nicht."

„Wir stehen hoch genug, um sehr tief fallen zu können," sagte Theodor in ernstem, warnendem Tone; „halten wir vor allen Dingen fest, was wir haben."

Der Bankier blickte betroffen seinen Sohn an.

„Und ist das, was wir haben, schon gefährdet?" fragte er ironisch.

„Ich fürchte, ja!"

„Bah, Du siehst Gespenster in jeder Ecke!"

„Aber ich bitte Dich, Vater, wie kannst Du nur so leicht darüber hinweg gehen? Die Aktien der Baubank sinken von Tag zu Tag, wir haben, wenn wir heute sie verkaufen wollen oder müssen, bereits sechzigtausend Thaler verloren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß wir noch mehr verlieren, wenn wir mit dem Verkauf länger warten.“

„Und wenn wir jetzt verkaufen wollten, so wäre das die größte Thorheit,“ polterte der alte Herr ärgerlich. „Der Kurs würde sofort noch tiefer sinken, man würde an der Börse behaupten —“

„Mag man dort behaupten, was man will, Jeder ist sich selbst der Nächste!“

„Sehr richtig, und eben deshalb werde ich versuchen, den Kurs durch ein Börsenmanöver in die Höhe zu schrauben, ehe ich die Papiere verkaufe,“ sagte der Bankier, während er mit seiner goldenen Uhrkette spielte. „Wir werden etwas verlieren, das gebe ich zu, aber so groß wird der Verlust nicht sein.“

„Von anderer Seite droht uns ebenfalls eine Gefahr,“ erwiederte Theodor ernst. „Die Firma Hachenberg und Schmidt —“

„Ich kenne die Gerüchte, die über sie ver-

breitet werden," unterbrach Romberg ihn, „sie sind entweder einer übertriebenen Besorgniß oder einer böswilligen Verleumdung entsprungen. Das Haus hat bedeutende Fonds, es kann nicht fallen."

„Man spricht von enormen Verlusten —"

„Man spricht überhaupt viel, und wenn einmal ein Gerücht in Umlauf gesetzt ist, dann wird es auch von Stunde zu Stunde vergrößert. Und wenn es auch wahr ist, daß Hachenberg und Schmidt bei ihren neuesten Unternehmungen viel verloren haben, so will das gar nichts bedeuten gegenüber den kolossalen Fonds, über welche dieses Haus gebietet."

„Dennoch würde ich es rathsam halten, von dem Hause Deckung zu fordern."

„Wozu? Das wäre unklug. Wenn wir Mißtrauen zeigen, wird die Firma die Verbindung mit uns abbrechen."

„Unsere Forderung ist sehr bedeutend."

„Wie hoch?"

„Ueber hunderttausend Thaler."

„Was thue ich damit?" erwiederte der Bankier achselzuckend, „das Geld ist uns sicher, wir müssen warten, bis Hachenberg und Schmidt aus freien Stücken Deckung schicken. Ein Bankier

darf nicht so ängstlich sein, Theodor; Mißtrauen verletzt und beleidigt."

Der junge Mann schüttelte mit ernster, besorgter Miene das Haupt, er theilte diese Ansicht nicht, wie er überhaupt ernster und besorgter als sein Vater in die Zukunft blickte.

„Ich will wünschen, daß Du Recht behältst," sagte er, „aber einstweilen zweifle ich noch daran. Es ist kein Rauch ohne Feuer, und wenn Hachenberg und Schmidt plötzlich ihre Zahlungen einstellten, so wäre —"

„So wäre das für uns allerdings sehr unangenehm," unterbrach der Bankier ihn ungeduldig, „aber darum würden wir noch nicht fallen."

„Und dann beunruhigt es mich auch, daß wir die bewußten Dokumente noch nicht zurückerhalten haben."

„Wir hätten sie längst, wenn die Angelegenheit nicht dem Polizei-Inspektor übergeben worden wäre," sagte der alte Herr, dessen Stirne sich umwölkte. „Die Schurken würden nicht so unverschämt gefordert haben, man durfte ihnen nicht zeigen, daß man so großen Werth auf die Papiere legte."

„Und nun soll nichts weiter geschehen?"

„Nein.“

„Aber wenn diese Leute von den Papieren Gebrauch machen —“

„Dann weiß ich, wie ich ihnen entgegentrete. Man muß solchen Menschen die Zähne zeigen, dann werden sie kleinlaut. Der Inspektor hat ja auch dazu gerathen, er glaubt zuversichtlich, sie werden sich mit einigen Hundertthaler-Scheinen begnügen und nicht wagen, einen anderen Gebrauch von den Papieren zu machen.“

„Und damit beruhigst Du Dich?“

„Was ändert es, wenn ich es nicht thue? Kann ich die Schurken zwingen, die Papiere mir zu überliefern?“

„Du kannst sie verhaften lassen!“

„Dadurch erreiche ich nichts.“

Der junge Mann hatte sein Pult geschlossen, er trat vor den Spiegel und strich mit einer kleinen Bürste über seine Haare.

„Ich will mit dem Inspektor noch einmal Rücksprache nehmen,“ sagte er, „entweder sind die Papiere sehr werthvoll, und dann muß man ein Opfer bringen, um sie zurückzuerhalten, oder sie sind es nicht, dann sehe ich nicht ein, weshalb die Verbrecher geschont werden sollen.“

„Triffst Du mit dem Hauptmann v. Gronau heute Abend auch zusammen?“ fragte Romberg.

„Vielleicht.“

„Kette ihn nicht so fest an Dich, ich habe besondere Gründe, zu wünschen, daß Du ihm fern bleibst.“

„Und diese Gründe —“

„Nennen kann ich sie nicht, vielleicht wirst Du sie später erfahren. Ich verlange nicht, daß Du ganz mit ihm brechen sollst, aber es ist ja auch nicht nöthig, daß Du einen intimen Bund mit ihm schließest.“

Theodor stand schon an der Thüre.

„Es ist seltsam,“ sagte er nicht ohne Bitterkeit, „daß alle Diejenigen Dir mißfallen, zu denen ich mich hingezogen fühle, ich könnte daraus fast den Schluß ziehen, daß es Deine Absicht ist, mich zu isoliren; eine Absicht, die ich freilich nicht verstehe, und deren Zweck mir nicht klar ist.“

„Seltsam allerdings und doch durch die Verhältnisse begründet,“ nickte der Bankier, als er sich allein sah, und ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten. „Wenn er Alles wüßte! Ich darf es ihm nicht enthüllen, ich muß allein die

schwere Last tragen. So rächt sich jede böse That!"

Er erhob sich, legte die Hände auf den Rücken und wanderte auf und nieder.

In den anstoßenden Bureaux und Kassenzimmern wurden die Thüren geschlossen, das Personal hatte sich entfernt, der Bankier war allein in den Geschäftsräumen.

„Ich darf es ihm nicht sagen," nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, „er würde mich zwingen, die Schmach zu bekennen und das Geld zurückzuzahlen. Und ich kann gegenwärtig die bedeutende Summe nicht entbehren, ich muß Verpflichtungen einlösen, die mein ganzes Geschäftskapital in Anspruch nehmen."

Er zog sein seidenes Tuch aus der Tasche und trocknete damit die nasse Stirne, er war doch nicht so ruhig, wie er seinem Sohne gegenüber behaupten wollte.

„Und wegen des Geldes allein fürchte ich die Geschichte auch nicht," fuhr er fort, „ich könnte den Verlust im Laufe der Zeit verschmerzen, wenn eben nicht Alles zusammenkommt. Aber es würde bekannt werden, und dann wäre meine Ehre, mein Kredit und die Achtung verloren. Graf Hohenhausen

würde unsern Vertrag zerreißen und — — herein!"

Der Bankier war stehen geblieben, er blickte erwartungsvoll auf die Thüre und erschrak beim Anblick des Mannes, der jetzt eintrat.

„Wer sind Sie und was wollen Sie hier?" fragte er barsch.

„Ich komme wegen der Dokumente," erwiederte der „Doktor" mit gemessener Ruhe. „Sie werden selbst einsehen, daß diese Angelegenheit geordnet werden muß."

„Haben Sie die Papiere bei sich?" fragte Romberg, indeß er den Vagabund von dem Scheitel des röthlich schimmernden Haares bis zur Sohle der fuchsigen Stiefel musterte.

„Nein. Die Papiere liegen an einem sicheren Ort, wo sie außer mir und meinem Freunde Niemand suchen wird. Sie werden gehört haben, welche Forderung wir stellen —"

„Und Sie werden auch meine Antwort auf diese Forderung erhalten haben."

„Ich weiß nicht, ob der alte Polizeispion uns die richtige Antwort überbracht hat," erwiederte der Doktor mit einem lauernden Blick auf den eleganten Herrn, der seine Erregung gewaltsam bezwang.

„Ich ließ Ihnen erwiedern, daß ich diese Forderung unverschämt finde, und ebenso unverschämt finde ich es, daß Sie es wagen, diese Schwelle zu überschreiten."

Ueber das häßliche Gesicht des Advokatenschreibers glitt ein höhnischer Zug, und aus seinen Augen leuchtete eine tückische Bosheit.

„Wenn ich nun auch diesen Ton anschlagen wollte, so würden wir uns bald in den Haaren liegen," sagte er, „und das könnte Ihnen noch weniger angenehm sein, wie mir. Sie würden Ihre Diener rufen und mich hinauswerfen lassen, und was ich darauf thun würde, das können Sie auch ohne lebhafte Phantasie errathen!"

Auf den Bankier verfehlten diese Worte die offenbar beabsichtigte Wirkung nicht; aus der Ruhe, mit der sie gesprochen worden waren, mußte Romberg erkennen, daß der Vagabund, der so trotzig vor ihm stand, den Werth der Dokumente kannte.

„Und welchen Vorschlag wollen Sie mir jetzt machen?" fragte er.

„Ich will zuvor von Ihnen hören, was Sie für die Dokumente zu geben gedenken."

„Ein für alle Mal — fünfhundert Thaler!"

„Und was meinen Sie, was der Andere mir

zahlen wird, wenn ich ihm den Braten in die Küche jage?“

„Was Sie damit sagen wollen, ist mir nicht ganz klar!“

„Ich war früher Schreiber eines Advokaten, Herr Romberg, und in solcher Stellung lernt man Vieles kennen,“ sagte der Doktor mit scharfer Betonung. „Bob würde den Werth der Papiere nie erkannt haben, wenn er mich nicht um Rath gefragt hätte.“

„Und was hat Euer Scharfsinn herausgeklügelt?“ fragte der Bankier, dem es doch nicht ganz gelingen wollte, seine Erregung hinter der Ironie zu verstecken.

„Daß wir zu unserer Forderung berechtigt sind.“

„Hm, diese Antwort ist so gut wie keine Antwort. Weshalb seid Ihr nicht zu dem Anderen gegangen, um bei ihm Euer Heil zu versuchen? Ihr wißt wohl nicht, wo Ihr ihn suchen sollt? Begreifet Ihr denn nicht, daß der Betreffende nicht mehr unter den Lebenden ist? Das müßt Ihr doch, wenn Ihr so klug sein wollt, sofort errathen haben —“

„Erlauben Sie, Herr Romberg, wenn der Betreffende nicht mehr unter den Lebenden

wäre, würden Sie gar keinen Werth auf die Papiere legen," unterbrach der Doktor ihn, „und wenn Sie glauben, mit dieser Redensart mich düpiren zu können, so ist das ein Irrthum, über den ich lächle. Der Betreffende lebt noch, und Sie haben ihm das Erbe seines Vaters vorenthalten, um sich zu bereichern."

„Ihr seid ja sehr genau unterrichtet!" spottete der Bankier.

„Ehe ich einen Plan ausführe, lege ich mir Alles fertig, ich habe das immer so gehalten, unerwartete und deshalb überraschende Hindernisse liebe ich nicht."

„So kennt Ihr am Ende schon die betreffende Person?"

„Das thue ich allerdings," nickte der Vagabund, und sein Gesicht verzerrte sich zu einem höhnischen Grinsen. „Er wohnt hier in der Stadt und ist so arm wie Hiob."

Angst und Bestürzung spiegelten sich in dem starren Blick des alten Herrn. Das hatte er nicht erwartet, jetzt erkannte er, daß die Gefahr ihm näher lag als er glaubte.

„Sie werden nun wissen, daß ich gut unterrichtet bin," fuhr der Doktor triumphirend fort, „und ich denke —"

„Was Ihr denkt, kümmert mich nicht!“ fuhr Romberg heraus. „Ihr glaubt gut unterrichtet zu sein, aber Ihr seid es nicht, das Verbrechen, welches Ihr vermuthet, liegt nicht vor. Und wenn Ihr mit dem Anderen unterhandeln wolltet, so wäre mein Erstes, daß ich Euch und Euren Genossen verhaften ließe, Euch als Hehler und Euren Genossen als Dieb.“

„Dann würden Sie uns begleiten,“ sagte der Doktor trocken.

„Und wenn es so käme, wäre es ein Trost für Euch?“

„Natürlich!“

Der Bankier stampfte mit dem Fuß auf den Boden; auf diesem Wege erreichte er nichts, das sah er ein, durch Drohungen ließ der Vagabund sich nicht einschüchtern.

„Wir wollen vernünftig reden,“ sagte der Doktor, während er an den Nägeln seiner unsauberen Finger nagte, „gegenseitige Drohungen können nur zum Bruch führen. Was zahlen Sie mir, wenn ich Ihnen die Dokumente überliefere? Wenn ich nicht mit Bob theilen muß, kann ich die Forderung schon ermäßigen, aber für ein Butterbrod gebe ich die Dokumente d'rum doch nicht heraus.“

Romberg athmete auf, diese Sprache ließ auf die Möglichkeit einer Einigung hoffen.

„Aber Euer Genosse wird die Hälfte verlangen,“ erwiederte er.

„So lange er auf freiem Fuße ist, gewiß. Aber Sie können ja einen Strafantrag gegen ihn stellen, dann wird er verhaftet, und später, wenn er seine Strafe abgesessen hat, bin ich über alle Berge.“

„Er kennt den Inhalt der Papiere —“

„Aber er kann die Dokumente nicht vorlegen, und wenn Sie seine Aussagen als Verleumdung bezeichnen, so wird man Ihnen Glauben schenken.“

„Glaubt Ihr, daß ich damit mich beruhigen könnte?“ fragte der Bankier scharf. „Wenn ein solcher Bursche zum Aeußersten getrieben wird, kennt er keine Rücksichten. Ihr müßt mit ihm theilen, wenn Ihr Euch selbst vor seinem Hasse sichern wollt.“

„Und wenn ich mit ihm theilen muß, dann kann ich meine Forderung nicht ermäßigen,“ erwiederte Keller, „deshalb liegt es in Ihrem Interesse, daß ich das Geschäft allein mache. Wenn Sie die Dokumente zurück erhalten, so kann es Ihnen ja gleichgiltig sein, aus wessen

Händen Sie dieselben empfangen. Niemand kann Ihnen dann noch etwas anhaben, und selbst wenn Bob zu dem Anderen gehen wollte, um ihm das Geheimniß zu verrathen, so wird das weder ihm, noch dem Anderen etwas nützen. Niemand wird glauben, daß Sie eine so großartige Unterschlagung —"

„Schweigt!" rief Romberg gereizt. „Ich will solche Worte nicht hören. Wie viel fordert Ihr?"

„Die Hälfte."

„Und Ihr glaubt wirklich, ich werde zehntausend Thaler mir nichts, dir nichts zum Fenster hinauswerfen?"

„Wenn Sie es so nennen wollen —"

„Ja, ich nenne es so! Es wäre Verschwendung, und —"

„Dann sind weitere Worte überflüssig," sagte der Doktor ruhig, „ich werde mit dem Anderen das Geschäft machen."

Er stand schon an der Thüre, der Bankier befand sich in einer furchtbaren Aufregung. Ließ er den Vagabund gehen, so war Alles verloren, das konnte für ihn keinem Zweifel mehr unterliegen, und dennoch sträubte sein Stolz sich gewaltig dagegen, mit diesem Burschen noch länger zu unterhandeln.

*

Aber die Angst besiegte den Stolz.

„Bleibt!" rief er. „Hört mein letztes Wort! Ich will Euch fünftausend Thaler unter folgenden Bedingungen zahlen. Erstens gebt Ihr mir die Papiere sammt der Schatulle heraus —"

„Die Schatulle ist vernichtet."

Dann also die Papiere allein, und zweitens verlaßt Ihr sofort die Stadt, nachdem Ihr das Geld empfangen habt. Daß Ihr außerdem Niemandem den Inhalt dieser Dokumente verrathen dürft, brauche ich als weitere Bedingung wohl nicht hinzuzufügen."

„Fünftausend Thaler!" wiederholte der Vagabund. „Das ist sehr wenig."

„Ich gebe keinen Groschen mehr! Ueberlegt das, und wenn Ihr meinen Vorschlag annehmen wollt, so bringt mir die Papiere, ich werde Euch alsdann sofort das Geld zahlen. Wollt Ihr es nicht, so mögt Ihr meinetwegen Eure Drohung ausführen, ich bin auf Alles vorbereitet, meine Maßregeln sind getroffen, Ihr werdet daran nicht zweifeln."

Der Doktor nagte eine Weile schweigend an seinen Nägeln. Er zweifelte in der That nicht daran, daß der Bankier schon einen Weg gefunden hatte, auf dem er der ihm drohenden

Gefahr die Stirne bieten konnte, und im Hinblick darauf konnte er vielleicht nichts Besseres thun, als den Vorschlag desselben anzunehmen.

Aber so rasch konnte er sich doch nicht entschließen, er glaubte noch immer eine größere Summe erpressen zu können, und überdies mußte er auch zuvor der Papiere sich bemächtigen und seinen Genossen überlisten.

„Werden Sie einen Strafantrag gegen Bob stellen?“ fragte er.

„Nein,“ erwiederte Romberg.

„Aber es wäre der kürzeste Weg, ihn zu beseitigen.“

„Ich will den Haß dieses Burschen nicht herausfordern, ich zahle das Geld demjenigen, der mir die Papiere bringt, alles Uebrige geht mich nichts an.“

„Aber lassen Sie nun auch den Polizeispion aus dem Spiele?“

„Ihr habt wohl triftige Gründe, ihn zu fürchten?“

„Das nicht, aber Sie schaden dadurch sich selbst, die Vermittlung eines solchen Mannes erschwert die Einigung, und die Provision, die Sie ihm zahlen müßten, können Sie mir geben. Sobald ich die Papiere habe, komme ich zu Ihnen.“

„Das Geld wird bereit liegen," sagte der Bankier. „Aber vertraut nicht darauf, daß ich eine höhere Forderung bewilligen werde, ich zahle keinen Groschen mehr. Ob Euch der Andere mehr versprechen wird, kann ich nicht wissen, was aber nützt Euch ein Versprechen, wenn der Betreffende nicht die Mittel hat, es einzulösen? Und diese Mittel wird er nicht erhalten, das sage ich Euch voraus."

Der Vagabund nickte, als ob er sagen wolle, er werde das Alles in Erwägung ziehen, dann verließ er das Kabinet, den reichen Bankier seinen qualvollen Gedanken überlassend.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von A. Niese in Saalfeld.